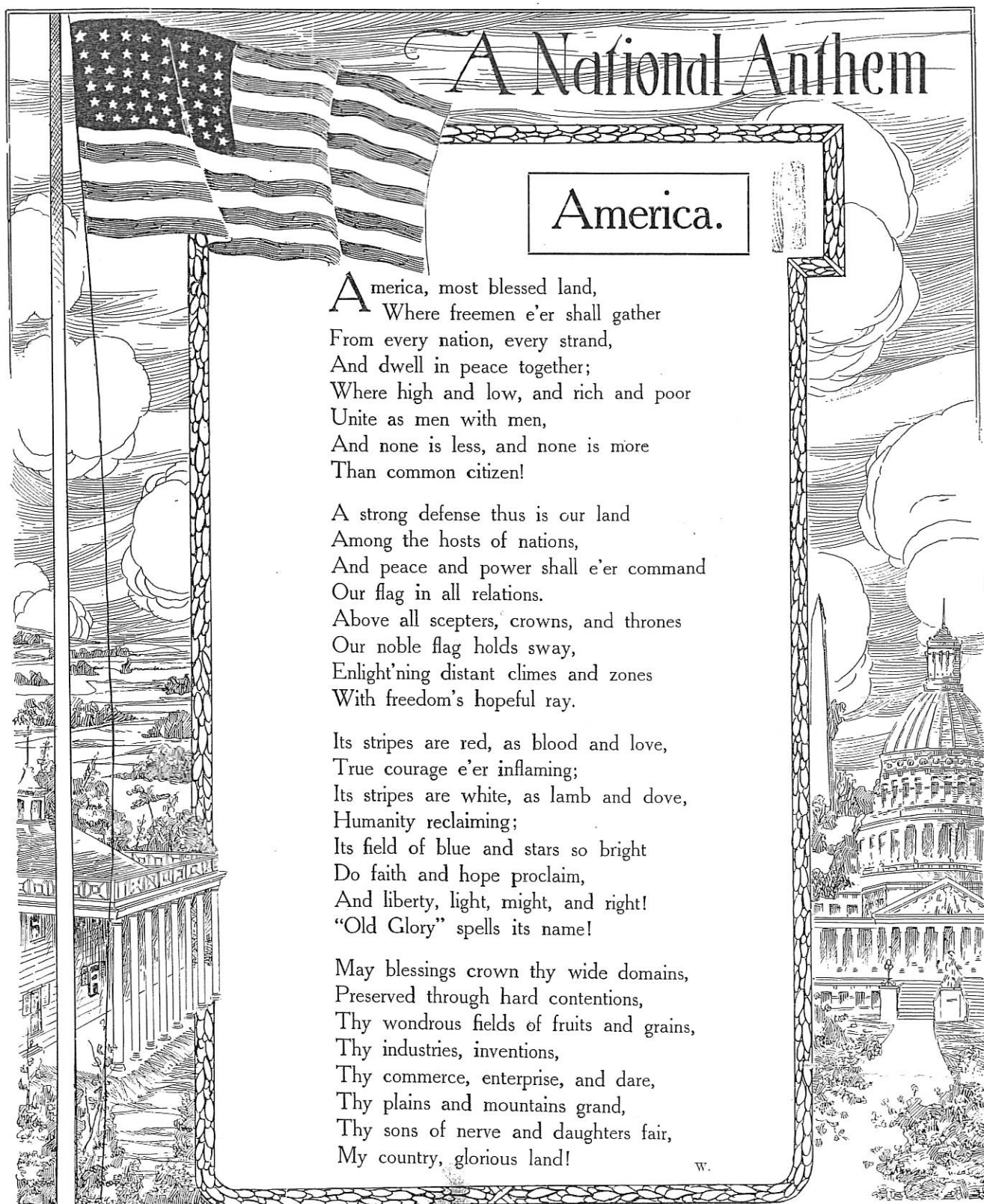


Die Abendschule.



A National Anthem

America.

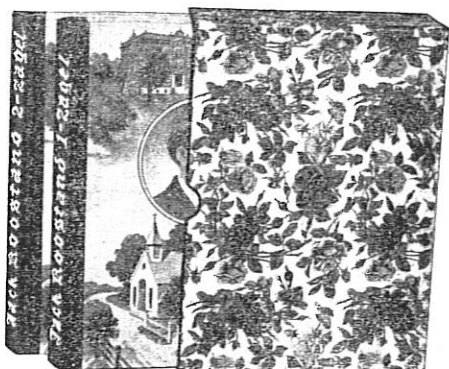
America, most blessed land,
 Where freemen e'er shall gather
 From every nation, every strand,
 And dwell in peace together;
 Where high and low, and rich and poor
 Unite as men with men,
 And none is less, and none is more
 Than common citizen!

A strong defense thus is our land
 Among the hosts of nations,
 And peace and power shall e'er command
 Our flag in all relations.
 Above all scepters, crowns, and thrones
 Our noble flag holds sway,
 Enlight'ning distant climes and zones
 With freedom's hopeful ray.

Its stripes are red, as blood and love,
 True courage e'er inflaming;
 Its stripes are white, as lamb and dove,
 Humanity reclaiming;
 Its field of blue and stars so bright
 Do faith and hope proclaim,
 And liberty, light, might, and right!
 "Old Glory" spells its name!

May blessings crown thy wide domains,
 Preserved through hard contentions,
 Thy wondrous fields of fruits and grains,
 Thy industries, inventions,
 Thy commerce, enterprise, and dare,
 Thy plains and mountains grand,
 Thy sons of nerve and daughters fair,
 My country, glorious land!

w.



Jack Roostand.

Band 1 und 2.

Der Preis jedes Bandes einzeln beträgt \$1, portofrei, für beide Bände in einem schönen Rosenfuttoral, \$2, portofrei.

Diese beiden schönen Bände eignen sich ganz besonders als Festgeschenke oder Geburtstagsgabe.

In diesen Schilderungen hat der Verfasser, H. Zager, der als Schriftsteller und Erzähler seit langen Jahren den Lesern der „Abendschule“ bekannt ist, wohl sein Bestes geliefert. Er beschreibt im ersten Bande, mit den Weihnachtsferien des College-Schülers und seinem Prima-Jahr beginnend, in 11 Kapiteln, die alle prächtig mit Bildern geschmückt sind, besonders die Einführung des Kandidaten an der Cherokee Creek und die ersten Jahre seiner Wirksamkeit, endend mit einer Hochzeit und Jacks Verlobung. Im zweiten Bande plaudert er ergötlich über diese Verlobung, Jacks Missionsreisen und seine Hochzeit, wiederum in 11 reich illustrierten Kapiteln. Als unterhaltende, das Berufsleben eines College-Schülers und eines jungen Pastors lebendig und wahrheitsgetreu schildernde, mit viel Humor wie aber auch mit viel Lehre und Erbauung ausgefüllte Lektüre ist Jack Roostand zweifelsohne ein Buch, das alt und jung mit höchstem Genuß lesen und das sie gerne jederzeit einmal wieder zur Hand nehmen, um sich eine angenehme Stunde damit zu bereiten.

SONGS THAT NEVER GROW OLD.

Eine großartige Sammlung alter beliebter Lieder. 252 Lieder in englischer Sprache.

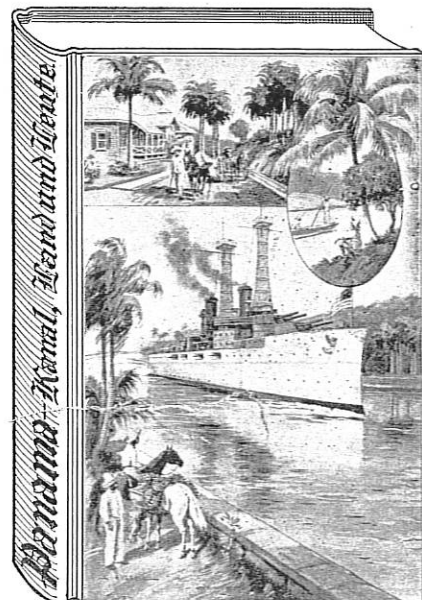
Amerikanische Lieder,
deutsche Lieder,
schottische Lieder,
Heimatlieder,
patriotische Lieder,
College-Lieder,
religiöse Lieder,
Nationallieder u. s. w.

Für jede „Abendschule“-Familie ein Buch!

Dies ist eine ebenso wertvolle wie auch praktische Liederammlung, weil die Lieder in zwei Inhaltsverzeichnissen alphabetisch aufgeführt werden, nämlich im ersten nach den Anfangsworten und im zweiten auch alphabetisch und mit Anfangszeile unter den Rubriken: Heimat-, College-, Religiöse, Patriotische, Nationallieder u. s. w.

Dieses schöne Liederbuch wird vielen Familien genussreiche Stunden bereiten.

Preis \$1.25 portofrei.



Panama — Kanal, Land und Leute.

Von Louis Wagner.

Mit 108 Illustrationen, eigens für dieses Buch hergestellt.

Die Redaktion der „Abendschule“ schildert in diesem Buche den Panama-Kanal als das größte technische Wunderwerk der Neuzeit, beschreibt den großartigen Bau des Kanals, erzählt seine höchst fesselnde Vorgeschichte von der Zeit des Kolumbus an bis auf die Gegenwart, nimmt den Leser mit von Ort zu Ort über die ganze Kanalstrecke hin, beschreibt sonderlich die Meisterwerke der Gatun-Schleusen, des Culebra-Durchstiches, der Pedro Miguel- und der Miraflores-Schleusen, führt den Leser in den althistorischen Städten Colon und Panama umher, schildert ihm die Panamaner und ihr Leben, Haus, Mann, Weib und Kind, das Leben der Amerikaner und Arbeiter am Kanal, plaudert von der einzigen Panama-Bahn, die schon ihr silbernes Jubiläum gefeiert hat, und gibt im Schlußkapitel den Urteilen namhafter Männer über die hohe Bedeutung des Panama-Kanals, des neuen Welttores, das letzte Wort. Das Buch enthält über 200 Seiten.

Der Preis ist äußerst niedrig gestellt: \$1.50 und 15 Cents Porto.

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Umzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 64.

Heft 19.

Die Abendschule.

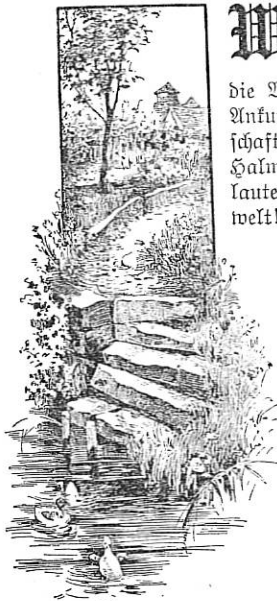
St. Louis, Mo., Donnerstag, den 11. April 1918.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: Louis Lange Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.

Aus der Zeit für die Zeit.

Osterzeit und Frühlingszeit.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on April 5, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.



Wie alle Jahre, so hat sich auch jetzt wieder zur österlichen Auferstehungszeit der Frühling angemeldet. Er hat seine Voten durch die Welt hin ausgesandt, die allenthalben seine Ankunft künden sollen, und die beglückende Botschaft, die jeder milde Lufthauch atmet und jeder Haalm, jede Knospe, jede Blüte froh vermeldet, lautet: Friede, Freude, Glück dir, o Menschenwelt! Wie willkommen heißen wir alle diese Lenzboten, die jungen Triebe und frischen Blüten, das zarte, samtene Ergrünen der Täler und Berge, die Verjüngung der ganzen Natur! Ist es doch jedem Menschen, als müsse er mitmachen! Der alte Gut ist nicht mehr gut genug, ein neuer muß das Haupt zieren; das alte Gewand, die alte Fußbekleidung waren im Wind und Wetter des Winters unbeanstandet, aber mit der auferstehenden Natur hüllt auch das Menschenkind sich flugs in stimmungsvollere neue Gewandung. O willkommen, Frühling, trotz alles Unheils, das die Völker betroffen, trotz aller Not und Schmerzen, mit der sie der schrecklichste aller Kriege

überhäuft! Aber der Festtag der Ostern hat eine noch viel herrlichere Botschaft an die Menschenvwelt als der Frühling, der in seiner Erneuerung und Auferstehung nur ein Sinn- und Abbild davon sein soll. Die unvergleichlichste Morgengabe, die der Fürst des Lebens am Ostermorgen einer ganzen verlorenen Menschenvwelt aus dem geöffneten Grabe gebracht, lautet, von seinen begnadenden Lippen ein über das andere Mal wiederholt: „Friede sei mit euch!“ Ach, ist es aber nicht, als verhalte dieser österliche Gnadenruf diesmal ganz und gar — trotz der wie sonst mitpredigenden neu verjüngten Natur — in ganz unerhörtem Kanonendonner, unter den zerschmettert mit Stöhnen und Todesröcheln hinsinkenden Bataillonen, auf dem grauenhaftesten Leichenfelde, das die blutgetränkte Erde je sah? Friede sei mit euch? Klingt der süßeste Osterruf uns, die wir unzählige Male in unserem Hoffen und Erwarten einer besseren, wieder friedlichen Zeit enttäuscht wurden, nicht hohl und leer? Friede? Bei dem gerade zu Ostern am furchterlichsten wütenden Kriegsgemehel und blutigsten Schlachtgewühl? Angesichts der sich eben jetzt abspielenden schrecklichsten Kriegssperiode, welche die Welt zu bezeichnen hat, angesichts der unerhörten Menschenopfer, die tagtäglich dem König der Schrecken dargebracht werden, würde man wohl eher es begreifen, wenn die Sonne, auf alle diese Greuel herabblühend, ihren Schein verlöre, wenn die Elemente sich empörten, wenn die Natur sich, statt in ihr Freude-gewand, in ein Trauerkleid hüllte, ja, wenn das Weltall zerfiel und Gott wegen seiner beleidigten Langmut die Erde in dasselbe Chaos verwandelte, aus dem er sie durch die Macht seines Verderbes einst ins Leben erschuß. Nein, — gerade während die Erde zum größten Jammerthal ihrer Daseinsgeschichte wird, und während nun auch unserem Lande immer ernstere Stunden schlagen, — auch das alles soll Votendienst tun — klingt zum viertenmal im neuen Lenzgrünen der Oster-Gnadenruf über alle Fluren an die zagen Menschenherzen: „Friede sei mit euch!“ O, es gibt einen Frieden, der ist nicht von dieser Welt! Einen Frieden, der auch im

Tode getroßt macht, der zu ewigem Frühling führt, und der felsenfest steht, wenn auch Berge und Hügel einstürzen und Tausend zur Linken und Zehntausend zur Rechten fallen. „Friede sei mit euch!“ sagt der Durchbrecher aller Bande, der den Tod nicht fürchtet, der im Tode selbst den König der Schrecken besiegte, der Leben und unvergängliches Wesen wiedergebracht hat. Der vergängliche Frühling mit seiner in neu erstehendes Leben eingekleideten, herzogewinnenden Botschaft von Friede, Freude und Glück spiegelt bloß äußerlich den unvergänglichen Frieden, den der Fürst des Lebens spendet mit seinen leutseligen Worten: „Friede sei mit euch! Meinen, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich (Frieden), wie die Welt gibt. Ich lebe, und ihr sollt auch leben. Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Ich will wieder zu euch kommen und euch zu mir nehmen. Ihr sollt sein, wo ich bin. Niemand kann euch aus meiner Hand reißen. Ich gebe euch das ewige Leben.“

Es ist noch nicht ganz kund getan,
Was er durch seine Siegesfahrt
Zum Besten dir hat mitgebracht
Aus der so blut'gen Todeschlacht. Halleluja!

Die große Offensive an der Somme.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on April 5, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Während das Osterfest zum viertenmal in diesem Kriegszingen heranahnte, begannen mit Massendivisionen die blutigsten Kämpfe, davon die Menschheit weiß. Mit dem Einsetzen des Bombardements der englischen Verteidigungslinien zwischen Arras und La Fere am 21. März eröffneten die Deutschen ihre längst angekündigte große Offensive. In tagelangem Artilleriefeuer, das an Festigkeit und Ausdehnung alles bisher Dagewesene übertraf — fogar in den Küstestädten Englands erzitterten die Häuser, und durch den starken Luftdruck wurden Ziegel von den Dächern geschleudert, — gingen die deutschen Sturmkolonnen in Welle auf Welle an breiten Strecken der etwa 50 Meilen langen Angriffsfront vor und eroberten dann, freilich unter Verlusten, die von Paris auf 300,000 an Toten und Verwundeten angegeben, von London noch höher bemessen werden, mehr als das ganze Gebiet zurück, das sie vor Jahresfrist, um angeblich ein offenes Schlachtfeld vorzubereiten, geräumt hatten. Bis in die Nähe von Amiens sind sie vorgebrungen und nahmen, wie Berlin meldet, über 75,000 Gefangene, über 1,000 Kanonen und mehrere tausend Maschinengewehre. Ein Durchbrechen der britischen Linie ist jedoch bisher nicht erfolgt. Seit einigen Tagen haben nun auch die Franzosen und die Amerikaner an der gefährdeten Linie eingegriffen, und um endlich unter den Alliierten eine einheitliche Feldzugs- und Kampfesleitung herzustellen, wurde der tüchtige französische General Ferdinand Foch zum Oberkommandierenden ernannt, der sich jetzt mit Hindenburg messen wird. Dadurch wird dem gewaltigen Ringen ein neues Gepräge gegeben: es gewinnt immer mehr die Form des riesenhaften Endkampfes zwischen den Westmächten Europas, England und Frankreich, und Amerika auf der einen und den Zentralmächten, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei, auf der andern Seite; es wird zum Titanenkampf der Weltgeschichte. Zum Schwert führt das Wort. Die Verrammung in den Schützengraben ist gebrochen. Der Stellungskrieg ist dem Bewegungskriege gewichen. Von jetzt an wird Feldherrnkunst und Strategie, Tapferkeit und Manneswert, das beste Geschütz und die beste Waffe den Ausschlag geben. Eine ganz neue Ueberraschung hat die Verwendung von weittragenden deutschen Geschützen gebracht, die aus sicherem Versteck in einer Entfernung von 75 Meilen an acht verschiedenen Tagen Paris erfolgreich

beschossen. Hier im Westen wird jetzt der mörderischste aller Kriege ausgekämpft. Zahlreicher als je zuvor sind die Opfer an Gut und Blut, welche die Kriegführenden ihrer Sache, ihrer Vaterlands- oder ihrem Hass, ihrer Pflicht oder ihren Idealen, ihrem Wahne oder ihrem Taumel, darbringen, und auch die tapferen Söhne unseres eigenen Landes werden nun in immer größeren Scharen herbeigerufen, um in das entsehbare Ringen einzugreifen. Gar viele unter uns werden Opfer zu bringen haben, die uns auf das tiefste erschüttern, aber wir wissen, daß diese Opfer unvermeidlich sind, daß sie dem Lande jetzt gebracht werden müssen; und wir wissen, daß unsere tüchtigen Jungen uns und dem Lande Ehre machen werden.

Zur 3. Freiheitsanleihe.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on April 5, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Man muß die Freiheitsanleihe, deren dritte jetzt dem Volke zur Zeichnung, d. h. zum Ankauf von Teilscheinen (Bonds), unterbreitet ist, in rechtem Lichte ansehen. Unsere Regierung könnte durch einfache Besteuerung von dem Volke alle erforderlichen Geldmittel zur Kriegsführung eintreiben: — sie hat das Recht, die nötigen Steuern vorzuschreiben. Aber sie tut das nicht, wenigstens zum größten Teile nicht, sondern macht dafür beim Volke Geldanleihen. Zwischen einer Anleihe und einer Steuer ist aber ein himmelweiter Unterschied. Eine Steuer ist eine Geldabgabe, die von der Regierung ausgeschrieben und gesetzlich erzwungen wird, eine Anleihe hingegen ist eine auf Borg zeitweilig vorgestreckte Geldsumme. Es ist heilsam, auf die Wichtigkeit dieses Unterschieds hinzuweisen. Pflicht ist es nun freilich, Steuern prompt einzubehalten; sollte es aber um so weniger Pflicht sein, der Regierung, die statt von ihrem strengen, von ihrem milden Rechte Gebrauch macht, durch zeitweilige Ueberlassung unserer Gelder die erforderlichen Mittel zur Kriegsführung zu liefern? Ei, vielmehr sollte es doch jeder Bürger hoch schätzen und würdigen, daß er, statt durch Steuereintreibung, durch Geldverzinsung seinem Lande zu helfen berufen ist! Bei vollster Sicherheit des Darlehens zahlt ihm seine Regierung guten Zins! Um so mehr also ist es jedes Bürgers Pflicht, seiner Regierung ebenso entgegenzukommen, wie sie ihm entgegenkommt. Daß diese unsere Heimat, unser amerikanisches Vaterland oder das Vaterland unserer Kinder, zur Zeit mit der alten Heimat, Deutschland und Oesterreich-Ungarn, im Kriegszustande lebt; daß das durch die dritte Freiheitsanleihe aufgebrachte Geld von der Bundesregierung zur energischen Fortführung des Krieges bis zum endgültigen Siege benutzt werden soll, darf auf unser Verhalten dieser dritten Freiheitsanleihe gegenüber keinen Einfluß haben. Hier ist unser Vaterland, nicht dort! Gilt es die Wahl zwischen Mutter und Gattin — allemal steht der Mann bei ihr, der er die Treue geschworen! Mögen viele den Krieg der neuen Heimat, der sie bei der Erwerbung des Bürgerrechts unerschütterliche Treue gelobt haben, mit der alten, von ihnen aufgegebenen Heimat, die ihnen in der Erinnerung noch immer teuer ist, noch so sehr beklagen, mögen sie die Wiederherstellung des Friedens zwischen den beiden Ländern noch so sehnlich wünschen, so kann sie das nicht von der unabwiesbaren Pflicht entbinden, der Regierung bei ihren Kriegsanleihen mit aller Kraft und allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu Hilfe zu kommen. Ja, jetzt, da es ein Zurück nicht mehr gibt, müssen sie, gerade wenn sie einen baldigen Frieden erhoffen, dieser Pflicht Genüge leisten.

Nationales Schiedsgericht zur Streitverhütung.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on April 5, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Eine Vereinbarung, daß keine Streiks oder Arbeitsaußschlüsse während des Krieges vorkommen sollen, und eine Empfehlung, alle industriellen Streitigkeiten durch Regierungsvermittlung zu schlichten, das sind die hauptsächlichsten Vorschriften, welche ein nationales Kriegsarbeits-Programm enthält, das von Repräsentanten des Kapitals und der Arbeit in der Bundeshauptstadt ausgearbeitet wurde. Se sechs Vertreter des Kapitals und der Arbeit berieten zusammen mit zwei Vertretern des Volkes, dem Expräsidenten Taft und J. P. Walsh, über einen ganzen Monat lang das Programm. Die Vermittlungsbehörde soll den Namen führen „National War Labor Board“ und aus den Männern bestehen, die das Programm ausarbeiteten. Zudem sollen lokale Behörden in allen Industriezentren bestehen, die sofort jede Streitigkeit in die Hand nehmen. Die

Hauptpunkte des Programms lauten: „Schlichtung durch Vermittlung und Ausöhnung aller zwischen Arbeitern und Arbeitgebern entstehenden Kontroversen, welche auf die für erfolgreiche Kriegsführung erforderliche Produktion Bezug haben. Die streitenden Parteien vor den Nationalausschuß zu laden, im Falle das lokale Komitee keine Einigung zu erzielen vermag. Wenn auch die Nationale Behörde nicht imstande sein sollte, die Streitenden zu versöhnen, soll als letztes Mittel ein Schiedsrichter ernannt werden, und zwar durch einstimmigen Beschluß des Ausschusses, oder, falls solche Auswahl fehlschlägt, durch das Los aus einer vom Präsidenten zu unterbreitenden Liste von zehn Personen.“ Wenn der Plan nicht nur für die Kriegszeit, sondern für immer Streiks verhütete, wäre dem Lande ein wahrer Segenstag angebrochen.

Weitere Sparsamkeit geboten.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on April 5, 1918, as required by the Act of October 6, 1917.

Die Nahrungsmittel-Verwaltung hat es für ratsam erachtet, strengere Maßnahmen einzuführen, um eine größere Ersparnis an Weizenmehl als bisher zu erzielen. Die vorhandenen Weizenvorräte, so hat sich herausgestellt, sind bei weitem nicht so groß, wie man bisher gerechnet hatte, und es ist notwendig, daß bis zur nächsten Weizenernte, die erst in einigen Monaten zur Verfügung steht, streng hausgehalten wird, damit kein Weizenmangel eintritt. Der durchschnittliche Verbrauch von Weizen hierzulande betrug ungefähr 42,000,000 Bushels den Monat, und diese Verbrauchsmenge soll nunmehr auf die Hälfte, 21,000,000 Bushels, beschränkt werden. Die bisher angelegten weizenlosen Tage sollen verbleiben, aber für Restaurants und Hotels ist die Vorschrift erlassen worden, daß weizenhaltige Nahrungsmittel an Gäste nur in bestimmten Quantitäten verabreicht werden; Bäcker sollen den Verkauf von weizenhaltigem Gebäck an ihre Kunden auf gewisse Quantitäten beschränken, und Hausfrauen werden ersucht, weizenhaltige Nahrungsmittel, sei es Brot, Zerealien, Kuchen oder sonstiges Gebäck, in der Weise zu beschränken, daß nur 1½ Pfund Weizenmehl die Woche auf die Person kommen. Man hat von Brotfakten noch abgesehen, in der Erwartung, daß man in Privathaushaltungen freiwillig diese Vorschriften beobachten werde. Gleichzeitig wird darauf hingewiesen, daß es äußerst wichtig ist, wenn Vergeudung von Nahrungsmitteln irgend welcher Art überhaupt vermieden wird. Die nächsten Monate mögen sich für die Ernährungsfrage hierzulande kritisch gestalten, und es sollte daher darauf geachtet werden, daß nichts verschwendet wird. Kann mit der freiwilligen Einschränkung das Ziel nicht erreicht werden, so mögen weitere zwangsweise Verbrauchsbeschränkungen notwendig erscheinen, und solche könnten sich weit unangenehmer erweisen als selbstauferlegte Sparsamkeit.

Das lesende Amerika.

Welche Mengen von Lesestoff wir Amerikaner das Jahr über verschlingen, bezeugt uns jetzt eine amtliche Statistik der Bundesbehörden. Sie besagt: es werden jährlich etwa 80,000,000 Bücher verkauft und nicht weniger als 13,000,000,000 Exemplare von Zeitschriften abgesetzt. Da es aber viele tausend Familien gibt, die außer dem Wochenblatte oder einem Journal (wie die „Abendzshule“) nur selten ein Magazin oder eine Zeitung oder ein Buch kaufen, und da ferner auch 40,000,000 Kinder, die Mehrzahl der Armen, die Analphabeten, die Geisteskranken und die Verbrecher als Käufer und Leser von Blättern und Büchern nicht in Betracht kommen, so ergibt sich nach Abzug aller dieser, daß in einer gewöhnlichen amerikanischen Familie jährlich 400 Exemplare von Zeitungen und 186 von Zeitschriften gelesen werden; ferner, daß nur ¼ eines neuen Buches von je einem Amerikaner gelesen wird, während er von nicht weniger als 130 Zeitschriften Einsicht nimmt. Die Zahl der erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften beträgt 22,754, von welchen 2,580 täglich, 15,743 wöchentlich und 2,822 monatlich erscheinen. Die Tagesblätter haben eine Gesamtzirkulation von 29,000,000, die Wochenzeitungen 57,000,000 Exemplare ab, während die Monatschriften für 79,000,000 Exemplare Käufer finden. Es gibt außerdem noch 442 sonstige Zeitschriften, die der Mehrzahl nach vierteljährlich erscheinen und die zusammen eine Zirkulation von 9,000,000 aufweisen. Aus den ermittelten Tatsachen ergibt sich, daß die überwiegende Mehrzahl der Amerikaner den wöchentlich, bzw. monatlich und halbmonatlich erscheinenden Journalen den Vorzug gewährt.



Wm. H. Seward, Staatssekretär.

William Henry Seward.

Ein Geschichts- und Lebensbild für unsere Zeit.



ges Tun und Handeln, vielmehr auch gar manches Warnende, das sonderlich jungen Leuten ein abschreckendes Beispiel sein sollte; aber doch in der Hauptsache viele vorbildliche Richtlinien, die es verdienen, daß sie uns ins Gedächtnis gerufen werden.

Als der Bannerträger der Expansionsbewegung und einer erweiterten Weltpolitik der Vereinigten Staaten wird in der Geschichte unseres Landes der ermordete Präsident William McKinley angesehen, als derjenige Präsident, unter dessen Regierung unser Staatenbund zu ungeahnter Blüte und Wohlstand gelangte und zugleich über die Meere hin, nach Osten (Portoriko) und Westen (Philippinen), seine Grenzen weiterstreckte. Aber vor etwas mehr als einem Jahrhundert erblickte schon in unserem Lande ein genialer Mann das Licht der Welt, der für den ersten Expansionisten gelten muß. Dieser große Mann ist William Henry Seward, der Staatsminister zweier Präsidenten, Lincolns wie Johnsons. Sein Lebensgang ist für unsere Tage überaus reich an Fingerzeigen, — seine Jugend warnend wie lehrreich, seine Amtstätigkeit voller Fernblicke.

William Henry Seward wurde am 16. Mai 1801 zu Florida in Orange County, N. Y., geboren. Sein Vater, Dr. Samuel S. Seward, war ein tüchtiger Arzt und daneben noch mancherlei: Magistratsperson, Kaufladenbesitzer, Banquier und „Geldbonkel“. Die Familie stammte aus New Jersey. John Seward, der Großvater, war im Revolutionskriege Oberst des ersten Suffex-Regiments gewesen. Suffex ist das nördlichste County von New Jersey, und Orange County das südlichste des Staates New York — so hatte also einst Dr. Seward, als er seinen Wohnort aus einem Staate in den andern verlegte, keine Reise in die weite Fremde gemacht. In der Nachbarschaft des Dertchens Florida heiratete er ein Fräulein Jennings, und Seward sagt von seiner Mutter, sie sei „eine Person von ausgezeichnetem Sinn, Sanftmut, Wahrheit und Offenheit“ gewesen.

Weil er von schwächlichem Körperbau war, sollte William Henry, das vierte von sechs Kindern des Elternpaares, nach der Sitte der Zeit eine College-Ausbildung erhalten. Die Dorfschule, die Akademie zu Goshen und die zu Florida waren seine Vorschulen, ehe er das Union-College in Schenectady bezog. Zu Hause aber hielt ihn der Vater zuvor gut zur Arbeit an. Er mußte mit den drei Sklaven, die der Vater hielt (und die später bis an ihr Lebensende Sewards Pensionäre waren) morgens und abends die Küche nach und von der Weide bringen, Holz haben und vielerlei Hausarbeit verrichten. Dabei war der begabte Knabe bei seinen Schularbeiten überaus flei-

sig, doch auch — sehr eigen geartet und empfindlich stolz. Das Thema des ersten Aufsatzes, den er zu liefern hatte, war: Die Tugend, und des jungen Sewards erster Satz war in die verblüffende Behauptung gefaßt: „Die Tugend ist das beste aller Laster.“ Zwar ging er aus eigenem Trieb allemal, wenn er etwas nicht verstand, zu seinem Professor, zumal im Lateinischen, und erholte sich Rats, um ja tüchtig voran zu kommen, als ihn aber eines Tages, wie er meinte, der Professor ungebührlich behandelt hatte, setzte er ihn nicht nur frech auf der Stelle zur Rede, sondern verweigerte auch, jede weitere Antwort, ging dann aus dem Klassenzimmer, verließ das College und quartierte sich in einem Hotel ein, das er erst wieder verließ, nachdem der Präsident der Anstalt, um keinen Skandal zu haben und den besten Schüler nicht zu verlieren, vermittelt hatte. Schon als Seward in Schenectady eintraf, verübte er einen Streich. Seine ländliche Kleidung erschien ihm plötzlich zu gering, so ging er zum fashionabelsten Schneider und erschien nach einigen Tagen im allerkostbarsten Gewande. Doch sein Vater weigerte sich, die gepfefferte Rechnung zu bezahlen. Der Jüngling hielt seinen Gläubiger lange Zeit hin und zahlte auf Abschlag ab, was er sich unter der Hand ersparte; als aber endlich der Schneider gar zu arg auf volle Bezahlung drang, da hielt es Seward nicht länger aus, schnürte sein Bündel, gab das Studium auf, verließ die Stadt und fuhr mit einem Freunde zu Schiffe nach Savannah, Ga., wo er flugs als Professor einer neugegründeten Akademie einen Lehrstuhl einnahm. Er wollte selber Geld verdienen, seine Schulden zu bezahlen. Raum hatte der Vater indes erfahren, wohin der Sohn verduftet war, als er auch schon den Trustees der Anstalt „mit allen Schrecken des Gesetzes“ drohte, wenn sie den „misbrachten, fortgelaufenen Bengel“ behielten. Doch der neue Professor blieb, bis gelegentlich ein Nachfolger seines Amtes sich fand. Dann kehrte er heim, studierte sechs Monate lang die Rechte, begab sich wieder aufs Union-College nach Schenectady und bestand im Jahre 1820 sein Examen mit höchster Auszeichnung. Aber die Schneiderrechnung war noch nicht beglichen, und noch immer weigerte sich der Vater, sie zu bezahlen. Seward hat sie selbst mit sauer erworbenem Gelde ins reine



Das Bundesgebäude zu Auburn, N. Y.

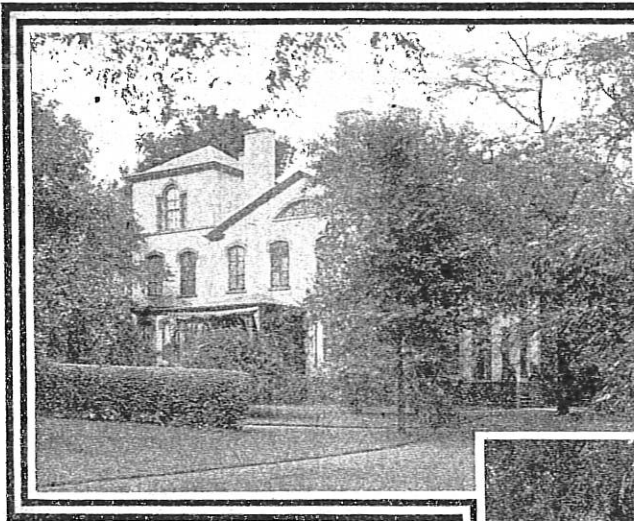
gebracht. Da schon vorher zwei seiner Brüder wegen Geldangelegenheiten das Elternhaus verlassen hatten, so mag die Schuld dieses charakteristischen Abenteurers nicht ganz und gar dem Jüngling aufs Kerbholz einzuschneiden sein.

Nun legte sich Seward mit Ernst auf das Rechtsstudium und wurde Ende 1822 in Utica zur Advokatur zugelassen. Bald erhielt er jedoch von dem angesehenen Advokaten Elias Miller in Auburn das Angebot der Partnerschaft, nahm an und siedelte nach Auburn über, das nun, als er sich zwei Jahre später mit der Schwester seines Geschäftsgenossen, Frances Miller, verheiratete, Zeit seines Lebens seine Heimat blieb. „Du wirst bald wieder heim kommen!“ hatte der Vater ihm zum Abschied gesagt, als er ihm \$50 mitgab auf die Reise nach Utica. Auf

und hielt ihnen und dem Volke schon damals vor, daß ihre Ziele „nicht nur den Untergang unseres nationalen Revenue-Systems, sondern auch die bevorstehende Auflösung des Staatenbundes und schließlich die allgemeine Ausdehnung der Sklaverei“ bedeuteten.

So bewies schon der 29 Jahre alte und noch weit jünger aussehende, schwächlich gebaute Staatssenator einen bewundernswerten Fernblick. Er hatte sich der Whig-Partei angeschlossen und führte dieselbe im Jahre 1838 zum erstenmal im Staate New York zum Siege, als ihn das Volk zum Gouverneur gewählt hatte. Als solcher hat er sich um vielerlei staatliche Verbesserungen, den Bau von Eisenbahnen, die Verlängerung des Erie-Kanals und die Anlegung anderer Kanäle sowie um das Schulwesen des Staates höchst verdient gemacht. Sobald jedoch sein Amtstermin abgelaufen war, widmete er sich wieder seinem Advokatenberufe und schlug jahrelang alle Nominationen zu den verschiedensten Ämtern aus, obwohl er gern als Redner in den Gang der politischen Ereignisse eingriff. Begann doch die Frage der Sklaverei und die der Lostrennung des Südens immer mehr alle Gemüter zu erregen! Endlich ließ er sich vom Staate New York in den Bundes Senat senden und nahm im Februar 1849 seinen Sitz ein. Er war es nun, der bei der Aufnahme Californias in den Staatenbund die erste Rede für Abschaffung der Sklaverei hielt, so daß Henry Clay von ihm sagte: „Er hat damit den Respekt fast aller Menschen gegen ihn ausgerottet!“

Dennoch war er von Anfang an und auch noch als Lincolns Staatssekretär für eine friedliche, gütliche Beilegung der Streitfragen zwischen dem Süden und Norden, obwohl er die Unentschiedenheit und Zerrissenheit des Nordens und die Einigkeit des Südens in ihren gegenseitigen Stellungen tief beklagte. Laut ließ er seine Stimme hören, als die Südlischen die Aufhebung des Missouri-Kompromisses durchsetzten und damit eine Ausdehnung der Sklaverei zu bewirken hofften. Er war es, der wohl so zuerst das Signal gab zur Bildung einer neuen großen geeinten Partei im ganzen

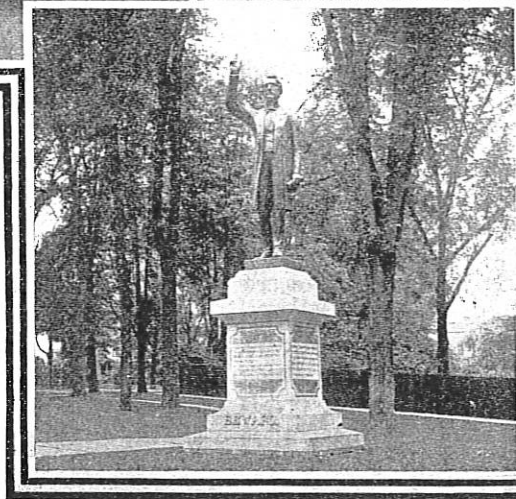


Seward's Wohnhaus zu Auburn.

angenehmste aber war er durch den raschen Erfolg seines Sohnes enttäuscht. Denn derselbe hatte schnell eine glänzende Praxis und eine liebenswürdige Gehilfin gefunden, wie er sie nötig hatte.

Man rühmt es Seward besonders nach, daß er nun eifern streng gegen sich selbst war und alle seine schriftlichen Arbeiten, Rechtsgutachten, Aufsätze und dergleichen, die für andere Hände bestimmt waren, aufs sorgfältigste und sauberste verarbeitete. Dieser Gewissenhaftigkeit hat er, wie er selbst sagte, sehr viel zu verdanken gehabt.

In den ersten Jahren seiner Rechtspraxis schwärmte er daneben fürs Militär und stieg in einer Kompagnie Artillerie von Rang zu Rang, bis zum Brigadegeneral empor. War doch sein Großvater ein schneidiger Oberst gewesen! Dann aber geriet er ins politische Fahrwasser und machte ganz auffällige Manöver. Obwohl nämlich ein Tammany-Mann, bekämpfte er doch den „Ring“ in Albany aufs schonungsloseste; dann schlug er ebenso auf die Freimaurer los, weil er glaubte, das Bestehen einer geheimen Gesellschaft, die ihren Mitgliedern den Mund verbiete, sei „staatsgefährlich, entnerbe den Arm der Gerechtigkeit, verderbe alle Regierungszweige und sei unvereinbar mit der Sicherheit einer Volksregierung“, und als Gegner dieser Gesellschaft wurde er in den Staatssenat gewählt. Als Staatssenator ließ er sich bald über die drei bedeutendsten Männer des Landes aus: Jackson, Calhoun und Van Buren



Das Seward-Denkmal in Auburn.

Land, die sich wie ein Mann gegen die Sklaverei und die Sonderabsichten des Südens erklärte. Zum zweitenmal wählte ihn New York in den Bundes Senat. Bald trugen die Führer der neuen Partei, für die er aufs rühmteste tätig war, ihm die Präsidentschafts-Nomination an; doch er schlug aus. General Fremont wurde im Konvent als Präsidentschafts-Kandidat aufgestellt und unterlag in der Wahl, da die junge Partei noch nicht genügend erstarkt war. Nach Lincolns glänzendem Siege aber wurde Seward unverzüglich an die Spitze des Kabinetts als Staatsminister berufen.

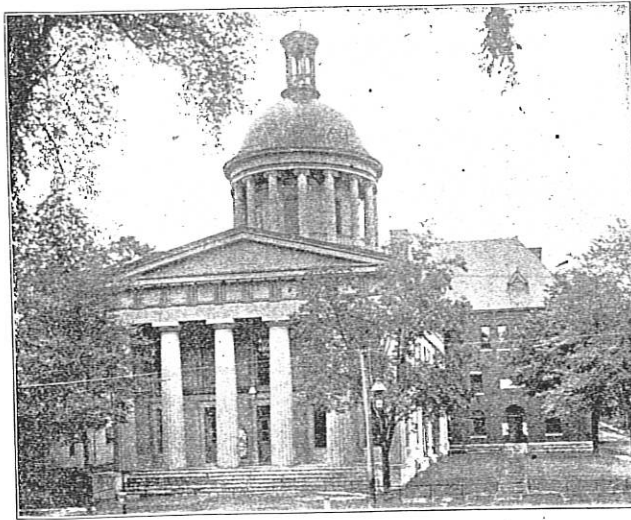
Diesmal hatte Seward gehofft und jedermann mit ihm erwartet und gefürchtet, er werde im republikanischen Konvent zum Bannerträger ausgerufen werden, allein er hatte nicht die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinigen können. Dennoch galt er im Norden wie im Süden als die festeste Säule. Ein

süßliches Organ schrieb von ihm zur Zeit: „Seward über-
ragt sie alle um Haupteslänge.
Er ordnet die Streitkräfte und
führt sie an. So sehr wir auch
nicht mit ihm stimmen, gestehen
wir ihm doch Ehrlichkeit des
Vorhabens und höchste Befähig-
ung zu. Er ist der größte und
gefährlichste Mann in der Re-
gierung. Seit 18 Jahren hat
er im Senate der Vereinigten
Staaten als Verfechter der
Freiheit und unbeugsamer Geg-
ner der Sklaverei dagestan-
den.“ Namentlich Greeley
hatte Seward's Nomination
bereitet, da er ihn im Ver-
dacht hatte, daß derselbe einst
ihm die Aussicht auf die Gouverneursstelle in New York zu-
nicht gemacht habe.

Als Berater Lincolns war es Seward, der im zweiten
Monat der Administration in einer Denkschrift („Some
Thoughts for the President's Consideration“) den Vorschlag
machte: „Wir müssen die Frage vor dem Volke über die
Sklaverei oder betreffs der Sklaverei umändern in die Haupt-
frage: Union oder Disunion!“ Und damit traf er
den Kern des Bruderkrieges. Trotzdem suchte er auf alle Weise
Krieg zu vermeiden und erwies sich vor und dann während
des Krieges in mancherlei Fragen gegenüber dem Auslande wie
in inneren Angelegenheiten als sehr geschickter Staatsmann und
gewandter Diplomat. So wußte er namentlich gegen England
das Ansehen des Landes vortrefflich zu wahren. Er war es
auch, der aus Rücksicht auf den Süden von einer allzu zeitigen
Emancipations-Erklärung der Sklaven abriet.

Bedenkt man recht, in welcher Lage unser Land sich damals
befand, so muß man die meisterhafte Diplomatie Seward's in
der Tat anstaunen. Keine einzige der damaligen Großmächte,
außer höchstens Rußland, war
den Vereinigten Staaten wohl-
gesinnt, und der Gelegenheiten
zu Differenzen gab es eine auf
die andere. Die Gefahr, einen
Eingriff von auswärts zu er-
leben oder gar in einen Krieg
mit einer fremden Macht ver-
wickelt zu werden, lag oft nahe.
Doch Seward's Staatskunst
führte das Schiff an allen
Klippen geschickt vorüber.

Siegreich waren die Uni-
onstruppen am 3. April 1865
in Richmond eingezogen. Zwei
Tage später wurde Seward so
unglücklich aus seiner Rutsche
geworfen, daß er sich die rechte
Schulter verrenkte und die un-
tere Kinnlade zerschmetterte.
Und wenige Tage später gelang
es einem unbekannten Manne,
bis an sein Krankenbett vor-
zudringen und mit einem lan-



Das Courthaus zu Auburn.

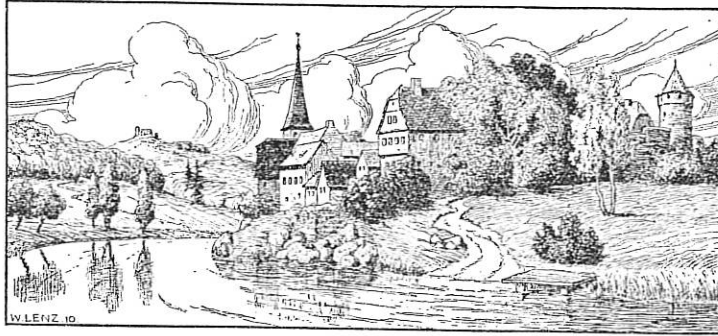
richt von seinem schweren Sturze aus der Rutsche sogleich von
Auburn nach Washington. Der alsbald darauf erfolgende
Mordanschlag erschütterte sie so sehr, daß sie bereits nach zwei
Monaten aus dem Leben schied. Und auch die einzige Tochter,
die, aufgeschreckt in der Nacht, den Verzweiflungskampf des
kranken Vaters mit dem Mordmörder sah, siechte nun, durch
den halbigen Tod der Mutter nur noch mehr erschüttert, dahin
und starb nach einem Jahre schweren Leidens.

Seward — jetzt ein ganz entstellter Mann — sollte sie
beide noch lange überleben. Präsident Johnson behielt ihn als
Staatsminister. Wohl wurde es Seward von vielen sehr ver-
übelt, daß er sich als Johnson's Hauptberater hergab. Doch er
suchte nur um so mehr seines Landes Bestes und gerade nun
zeigte er sich als ein „Mehrer des Reichs“, als ein weitblickender
Mann. Er bewog Frankreich, seine Truppen aus Mexiko zu-
rückzuziehen, — und damit stürzte dort die Monarchie. Er
schloß Verträge mit allen Staaten Südamerikas ab. Er schloß
mit Nicaragua den ersten Vertrag und befürwortete mit Begei-
sterung den Durchstich der Landenge und den Bau eines Kanals

zwischen Ozean und Ozean —
er ist sonach der Vorkämpfer
des Isthmus-Kanals, der nun
gebaut ist. Der Ankauf Ala-
sca geschah auf sein Betreiben,
und damals, im Jahre 1867,
sahen dies die meisten Leute als
einen dummen Streich an,
während heute die nordische
Halbinsel den Kaufpreis von
\$7,200,000 schon viele Male
eingebracht hat. Er war es,
der die Einverleibung von Ha-
waii betrieb, die 1898 — zu-
gleich mit der Portorikos und
der Philippinen — zur Tat-
sache geworden ist. Das Stille
Meer betrachtete er als das ei-
gentliche „Mittelmeer der Zu-
kunft“, und zwar für Amerika.
Er blickte aber auch nach Osten
und unterhandelte mit Däne-
mark über den Ankauf der
kleinen Antillen, besonders der



Die Stadthalle zu Auburn.



⊗ Rhein, ich hab' dich tief geliebt!

Schweizerlied. Für die „Abendschule“ von Wilhelm Benignus.

⊗ Rhein, ich hab' dich tief geliebt,
Als ich dein Alpenland sah
Nach Winternacht in Frühlingspracht,
In reichster Farbensgloria!
Da blüht es üppig, grünt es auf,
Es schmücken sich die Fluren all
Im Schweizerland, das du durchseilst
Mit Wellensang, voll Jugendschwall.

Man sieht kaum noch das grüne Gras
Am Grunde vor Berggipfeln nicht,
Steinmellen, Alpenrosen rot,
Stiefmütterchen, so bunt und dicht.
Hell an den Felsen heben sich
Wildrosen ab vom Tannenhain,
Obstgärten gürten Dörfer ein, —
Man glaubt im Paradies zu sein.

Dort, wo der Jung-Rhein talwärts braust,
Wie bist du herrlich, Schweizerland!
Drum ist für dich jed' Schweizerherz
In treuer Lieb' so heiß entbrannt!
Gefegnet seist du, Schweizerland!
Gefegnet seist du, deutsches Land,
Das stolz und schön der Rhein durchwallt
Von Alpenhöhn zum Meeresstrand!

strategisch wichtigen Insel St. Thomas, die nun, seit kurzem von Dänemark gekauft, als die „Virgin Islands“ zu Amerika gehören. Als er nach Niederlegung seines Amtes eine Weltreise unternahm, wurde er in allen Ländern, die er besuchte, namentlich in Japan und Mexiko, hoch gefeiert.

Mit seiner Adoptivtochter an der Beschreibung seiner Reisen beschäftigt, starb er im Hause seines Sohnes während einer Ruhepause am Morgen des 10. Oktober 1872. Dem bedeutenden Staatsmann und ersten amerikanischen Expansionisten bewahrt besonders das schöne Städtchen Auburn als seinem großen Mitbürger ein ehrendes Andenken. w.

Das Lied.

Eine Erzählung aus dem Leben für die „Abendschule“ von S. L. Müller.

„Fritz, wenn Du nicht gleich das Lied lernst, dann hau' ich Dir das Kell voll! Verstanden!“

So sprach die erzürnte Mutter, und da das Gesagte nicht schwer zu kapieren war und noch mit einer drohenden Handbewegung begleitet wurde, so hatte Fritz verstanden, und wieder beugte er sich über das Gesangbuch, um die Prozedur aufs neue vorzunehmen, das heißt, Wort für Wort, Satz für Satz langsam und laut zu wiederholen, in der sehnächtigen Hoffnung, daß sie so im Gedächtnis haften möchten.

Aber den Gefallen taten sie Fritz nicht; sie wollten durchaus nicht haften, trotzdem der Junge nun schon eine Woche lang daran gelernt hatte, und zwar jeden Abend bis in die späte Nacht hinein, nachdem die andern Kinder längst die ganze Welt mit allen Sorgen im Schlafe vergessen hatten. Fritz lernte sich schier den Kopf ab, aber je mehr er studierte, desto wirrer wurde es ihm im Oberstübchen, und das Lied wollte nimmer hinein.

Und dann hatte Fritz gegen die Anordnung des Pfarrers rebelliert. Mißvergnügt und verstimmt warf er das Buch auf den Tisch, biß die Zähne zusammen und erklärte der Mutter kurzweg: „Mutter, ich lern' das Lied nicht!“

„Was, Du lernst das Lied nicht?“

„Ich kann's doch nicht lernen!“

„Du kannst nicht? Sag's doch gleich: Du willst nicht.“

„Mutter, ich kann's nicht.“

„Können es denn die andern?“

„Ja, die können's.“

„Na, dann kannst Du's auch lernen!“

Fritz blieb trotzig und machte keine Anstalten, seine Aufgabe vorzunehmen. „Mutter, ich lern' das Lied nimmer!“

Da war der dünne Geduldsfaden der geplagten Mutter zerrißen, und sie tat obigen Ausspruch, dem sie eine bezeichnende und emphatische Bewegung zufügte, die auf Fritz den gewünschten Eindruck machte und ihn betrug, das Gesangbuch eiligst wieder aufzuschlagen.

Das war nun freilich nicht nach den Regeln der Pädagogik, die ja dazu da ist, um Menschen zu lehren, wie sie andere Menschen etwas lehren sollen; aber in dem ärmlichen Arbeiterhäuschen gab es kein Kompendium der Pädagogik, und wäre auch eins dagewesen, so hätte es die Mutter doch nicht studieren können, denn statt der Bücher hatte sie neun unmündige Kinder, von denen Fritz das älteste war, und da gab's den ganzen Tag zu schalten und zu walten, daß von Bücherlesen keine Rede sein konnte.

„Die arme Frau!“ So urteilten die Freundinnen, die ja immer etwas zu urteilen haben, und vielleicht hatten sie recht.

Arm war sie allerdings, denn der Verdienst ihres Mannes war äußerst gering, und seit dem schrecklichen Weltkriege waren die Preise für Lebensmittel gewaltig in die Höhe gegangen, und der Brotkorb stieg, wie Zeppelins Luftschiffe, immer höher und höher, so daß die sorgenbeschwerte Mutter schier nicht wußte, was sie kaufen sollte, um ihre Kinder zu ernähren, trotzdem Schmalhans längst in der Küche die Rezepte schrieb.

Aber arm war sie eigentlich doch nicht. Noch hatte der Mann doch immer den Wochenlohn, mit dem sie jedesmal das größte Loch zustoßen konnte, um dann aufs neue Kredit zu bekommen. Arm war sie auch nicht an frischer, bescheidenen Familienfreude, denn gab's auch schmale Wissen, so waren die Kinder doch gesund und fröhlich, und kein Kriegsernst konnte ihre ausgelassene Freude dämpfen.

Und dennoch sagten die Nachbarinnen: „Ach, die Arme!“ und dabei dachten sie an die ganze schwere Arbeit, die sie täglich zu verrichten hatte vom Morgen früh bis zum spätesten Abend, und an die ewigen Plackereien mit den Kindern und die riesige Sorgenlast, die sie Tag für Tag zu tragen hatte.

Daran dachte sie aber nicht, wenigstens nicht in der Regel. Manchmal freilich! Aber den Kopf oben; Gott wird weiter helfen, lautete ihr Wahlspruch. Und manchmal las sie in der Zeitung von neuen geplanten Kriegsunternehmungen zu Wasser und zu Lande, und wie dieser oder jener trotz seines Alters aus dem Freundeskreise einberufen worden war, und daß noch längst keine Aussicht vorhanden sei, daß der gräßliche Krieg bald beendet wäre. Dann sann sie vor sich hin und grübelte darüber nach und dachte an ihren Otto, bei dem der Arzt eine Besserung konstatiert hatte, und was sie mit ihren neun kleinen Kindern anfangen sollte, und wie die noch übrige Schuld an dem Haus abgetragen werden könnte. Das machte ihr dann den Kopf ganz wirr.

Fritz war das älteste der neun Kinder und das dümmste. Weiter als bis zur sechsten Klasse war er in der Schule nicht gekommen, und so weit hätte er's selbst jetzt nicht gebracht, wären ihm nicht die Hände zu klein geworden. Denn so geht's im Leben. Schiebt die Lebenskraft nicht ins Gehirn, dann in die Beine und den Körper. So war's wenigstens bei Fritz; oben ging's bei ihm in die Höhe und unten in die Tiefe, — er wuchs nach beiden Richtungen, nur nicht geistig.

„Fritz,“ sagte schließlich der Lehrer, „setz Dich nur weiter nach oben hin. Du wirst ja gar zu lang; wie ein Storch siehst Du mit Deinen langen Beinen aus.“

Und hatte er das eine Lesebuch unendliche Male durchgelesen, ohne dabei viel profitiert zu haben, so hieß es: „Na, Fritz, fähig bist allerdings nicht; aber versuch's mal mit dem nächsten Lesebuch; vielleicht kommt der Appetit mit der Kost.“

So war Fritz abangiert, nicht nach Verdienst, sondern aus physiologischer Notwendigkeit.

Fritz war nun vierzehn Jahre alt geworden, und da er das amtliche Alter erreicht hatte, so sollte er eingesehnet werden. Da ging der Jammer aber erst recht an. Der Herr Pfarrer hatte so ganz eigenartige Ideen, und diese sprach er frei und unverdrossen aus.

„Herr Lehrer, sorgen Sie dafür, daß die mir zur Konfirmation zugewiesenen Kinder auch die rechte Reife haben!“

Dann zwinkerte der Herr Lehrer mit den Augen, blickte nach dem Boden und erklärte: „Na, ja, soll geschehen.“

„Und wie steht's mit Fritz Häuser?“

„Nun ja, es geht so einigermaßen.“

„Hat der Junge genügende religiöse Kenntnisse?“

„hm, so leidlich.“

„Sie empfehlen ihn also?“

„Selbstredend!“

„Gut, dann darf er in die Klasse eintreten!“

So war Fritz unter die Konfirmanden gekommen und damit in die Kreuzmühle, denn mit seinen Katechismuskenntnissen stand es traurig schlecht, und er mußte doppelt arbeiten, um mit den andern mitzukommen. Mit denen war es allerdings auch nicht glänzend bestellt, aber die Begabten memorierten leicht und hatten daher den guten Schein für sich. Die übrigen mußten sehen, wie sie mitkamen, und wer nicht übermäßig dumm war, blieb nicht allzu weit hinten, denn das Pensum war nicht allzu schwer. Nach Ansicht des Pfarrers war es sogar viel zu gering, aber was wollte er machen? Darin hatte ja der stete Konflikt des Pastors mit dem Oberlehrer seinen letzten Grund.

„Sehen Sie, Herr Primarius, dabei muß es unbedingt blei-

ben; die Kinder müssen in den Hauptstücken der christlichen Lehre so weit gefördert sein, daß sie die wichtigsten Katechismuswahrheiten kapiert haben.“

„Na, ja, selbstredend.“

„Ja, und ich meine nicht nur mit dem Gedächtnis, sondern auch mit dem nötigen Verständnis. Die Kinder müssen wissen, was Sünde und Gnade, Rechtfertigung und Heiligung ist, allerdings nicht mit so vielen gelehrten Phrasen, sondern klar und richtig und dem kindlichen Verstande angepaßt.“

„Gewiß, versteht sich.“

„Sehen Sie, Herr Oberlehrer, wohl darauf, daß von Ihren Kollegen der Katechismusunterricht gründlich und energisch getrieben wird, auch in den untersten Klassen, besonders da. Da muß der Grund gelegt werden, und selbst die kleinsten müssen kurze, einfache Kernsprüche memorieren und hie und da auch ein Verslein.“

Das alles hörte der Oberlehrer zustimmend an, nachher aber, besonders im vertrauten Umgang mit den Kollegen, wurde der Standpunkt des Pastors gehörig beleuchtet und revidiert.

„Der ist halt so ein Altmöblicher. So ein rechter aus der alten Schule. Ein reiner Memoriermensch.“

„Das reinste Verknöcherungssystem!“

„Ein ewiger Mäcker!“

„Ja, so ein Stück Altertumsmafakatur!“

Und mit dem Religionsunterricht wurde es nicht ernst genommen, nach wie vor wurden nur die wenigsten Bibelsprüche abgehört, und nur das Allernotwendigste wurde aufgegeben, und selbst das weder gründlich erklärt noch warm ans Herz gelegt. Und so dauerte der Konflikt fort.

Ein böser Gifthauch war über die Schulen Deutschlands gekommen, der Gifthauch des Unglaubens.

Von den Universitäten war er ausgegangen, denn da fingen die Gelehrten an, die Hauptlehren der Heiligen Schrift zu leugnen, diese selbst als ein rein menschliches Buch zu behandeln, ihre Heilswahrheiten zu verneinen und statt dessen ein Christentum vorzutragen, wie es weder von dem Heiland selbst noch von seinen Aposteln gepredigt worden war, — ein Gemisch menschlicher Philosophie und Naturreligion mit einigen ganz allgemein christlichen Wahrheiten als Grundlage. Das war der Gifthauch, der über den Gottesgarten der Kirche wehte und sich schnell über ganz Deutschland verbreitete. Abwärts, immer abwärts, denn das Böse nimmt nur einmal seinen Kurs nach unten, von den Universitäten zu den Gymnasien, von denen in die Volksschulen hinein, und von da weiter zu den breiten Schichten des Volkes, die, schon vom Sozialismus angesteckt, auch diesen Unglauben gierig aufschnappten.

Leise und versteckt im Anfang, aber immer offener und frecher fing es an zu gären. Die Kirchen und Weichstühle wurden leer, die Vergnügungssucht nahm überhand, und ein anderer Geist durchwehte das deutsche Volk. Und in den Schulen wurden die Lehrer die Apostel des Irrtums. Erst traten sie vorsichtig damit auf, um eben die redlichen und aufrichtigen Seelen nicht abzuschrecken.

„Man hat bisher zu sehr auf Katechismusunterricht gebrungen! — Die Kinder sind überfüttert worden! — Wir wollen es ihnen nur ein wenig leichter machen.“ Damit ging der erste Teil der Katechismuswahrheiten über Bord.

Später ging man weiter. Man sprach auf den Konferenzen von geistlichem Gewissenszwang, von Gedächtnismord, von unsittlicher Kinderquälerei u. s. w.

„Das Religionspensum ist altmöblich überspannt. Das 20. Jahrhundert fordert eine zeitgemäße und adäquate, eine auf Psychologie gegründete rationelle Unterrichtsmethode im Religionsunterricht.“ So sprudelte es von den Lippen ungläubiger Volksschullehrer, und das hauchte dann vielfach auch das Volk als Evangelium auf.

Alles aber ging nur darauf hin, den Kindern den größten Schatz der Reformation, den köstlichen Katechismus D. Luthers, zu rauben, und damit wurde ihnen zu gleicher Zeit das Brot des Lebens genommen und die unverdauliche Kost seelenmörderischen Unglaubens gereicht.

So auch in der Schule, die Fritz besuchte; und so war es gekommen, daß er herzlich wenig von den Heilslehren verstand, und jetzt hatte er doppelt zu lernen und nachzuholen, denn der Herr Pfarrer blieb bei seinem Standpunkte, einer der wenigen Pastoren, die es redlich meinten und auf das Seelenwohl der Kinder bedacht waren.

Ließ er es auch nicht an Milde und Nachsicht fehlen, so stellte er doch seine Bedingungen, und selbst die nur mäßig Begabten

mußten gewissen Anforderungen genügen. Es nützte auch nicht, daß man sich bei ihm beklagte oder besondere Privilegien forderte; und solange er in den Grenzen der amtlichen Vorschriften blieb, half auch keine Appellation an die höhere Instanz.

Nebenbei bemerkt, stand er in seiner Pfarodie in gewaltigem Ansehen. Feinde, — ja, die hatte er auch, in gewissen Kreisen wimmelte es davon; und sie nannten sich die Aufgeklärten, die Modernen, die Fortschrittlichen. Es half aber alles nichts, auch die aufgeklärtesten, fortschrittlichsten und modernsten Kinder mußten, wenigstens äußerlich, sich fügen.

Der Mann war ein Charakter, und das nötigte den Widerfackern Respekt ab und warb ihm viele aufrichtige Freunde. Allerdings meist die Stillen im Lande, ernste, treue Christenseelen, in deren Herzen noch Glaube und Gottesfurcht wohnten, und von denen gab es in der volkreichen Pfarodie nicht wenige. Trotz allen Widerspruchs war seine Kirche regelmäßig gut besucht, während die der liberalen Geistlichen leer waren.

„Der Mann ist nicht ohne rednerisches Talent und redet aus Ueberzeugung,“ gestanden selbst die Feinde zu.

So kamen viele zu seinen Gottesdiensten, die seiner inneren Ueberzeugung nicht beistimmen wollten.

Eins hatte er seinen Amtsbrüdern voraus, — er war Volksmann, und der demütigste Arbeiter galt bei ihm ebensoviel wie der reiche Kaufmann oder der hohe Beamte. Und die Armen und Niedrigen verstanden ihn noch besser als die Gelehrten. Aber, bei alledem war er streng, unerbittlich streng, und das erfuhr Frik und mußte lernen.

„Mutter, ich kann nicht mehr.“

„Du willst nicht mehr, sag's doch lieber gleich.“

„Nein, Mutter, es geht mir nur so im Kopf herum.“

„Na, dann sag' mal her.“

Aber damit kam er nicht weit. „Siehste, Mutter, so geht's immer; ich vergesse es schneller, als ich's lernen kann.“

„Na, dann laß es 'mal.“ Sie nahm ihm das Gesangbuch weg, legte es beiseite und beorderte ihn, sich zur Ruhe zu legen. „Wecke den Vater auf. Wir wollen auch zu Bett.“

Frik's Vater kam bald in die Küche gegähnt. Er hatte, wie üblich, auf dem Kanapee in der guten Stube geschlafen.

In der Ehe kommen häufig zwei Extreme zusammen. So war es auch bei Frik's Eltern. War die Mutter fleißig und rührig, so war der Vater das Gegenteil. Er hatte nichts Böses an sich, arbeitete wohl treu, brachte der Frau

das Geld heim, ließ sich aber füttern und hatte eine Vorliebe fürs Schlafen.

„Ein höchst ordinärer Mensch!“ urteilten seine Freunde. „Ein gutmütiges Schaf!“

Aber damit gingen sie zu weit. Der Mann war nur ordinär und nicht völlig aufgewacht. Es fehlte ihm die innere Gärung, und nicht zu vergessen, er war leidend. Ja, er war auch kirchlich, ging wenigstens mit der Frau zur Kirche, und das so ziemlich jeden Sonntag, nur brauchte er sich nicht mehr prüfen zu lassen, und so erfuhr man nicht, ob er dabei profitierte.

„Nd, Mutter, Du hast ja den Frik ordentlich gepijack!“

Die Mutter hörte nicht; sie war damit beschäftigt, Teig anzurühren.

„Der Pfarrer geht auch zu weit. Der Junge kann ja nicht lernen. Es geht ihm wie mir. Man kann doch nicht aus jedem einen Pfarrer machen.“

Er hätte noch weiter geredet, denn hatte er einmal angefangen, so war's schwer, den Strom zu dämmen, und dann floß es in einem fort, so äußerst gutmütig-dumm weiter, wie der träge Strom übers Gestein.

„Otto, schäm' Dich doch! Du prahlst noch mit Deiner Dummheit! Du solltest dem Jungen ein gutes Beispiel geben, und statt dessen schläfst Du allabendlich wie ein träger Wack.“

„Na, Mutter, ich mein' halt nur so.“

Er war es gewohnt geworden, auf die Anklagen seiner Frau zu schweigen. Das strengte ihn erstens nicht besonders an und hielt anderseits den lieben Hausfrieden aufrecht, denn er war ein Friedensmann und keineswegs seiner Frau gewachsen, weder geistig noch körperlich. So war das Regiment nach und nach in die Hände der rührigen Hausfrau übergegangen, und er nahm sich keines Dinges an, als daß er aß und trank und des Abends auf dem Sofa lag.

Nur in Ausnahmefällen mischte er sich in Familienangelegenheiten, und dann gewöhnlich zur verkehrten Zeit und auf verkehrte Weise. Diesmal war er aufgeregter als gewöhnlich; Frik tat ihm wirklich leid. Der Junge war ihm trotz seiner Dummheit sehr lieb, und er mochte es nicht, daß er von der Mutter gepijack würde.

So fing er denn am nächsten Morgen wieder mit der Geschicht an. „Frik, sag man dem Pfarrer, daß Du das Lied nicht lernen kannst.“

Frik war gerade dabei, seine Suppe auszulöffeln, als dieser Rat an ihn erging, und vor freudigem Schreck über die unerwartete Wendung der Dinge hielt er mit dem Löffeln inne und blickte seinen Vater halb erstaunt, halb ungewiß an. Lange brauchte er sich aber nicht zu betunden, denn schon hatte sich die Mutter zur Gegenteile gefaßt.

„Frik, das tußt Du nicht! Du lernst das Lied. Und Du, Otto, schäme Dich!“

„Na, er lern't ja doch nicht, und warum das Kind mit dem ewigen Lernen quälen?“

„Otto, schäm' Dich doch!“

Sie war wirklich verblüfft über die Zumutung, die ihr Mann dem Jungen stellte; und fand keine Worte mehr.

Die waren auch nicht mehr nötig. Ihr Mann ging nach dem Morgenmibiß schweigend, wie es seine Gewohnheit war, zur Fabrik, und Frik machte sich eilig auf den Weg zur Schule. So blieb die Sache in der Schwebe, oder besser, es blieb bei dem, was die Mutter bestimmt hatte. —

Am Abend saß Frik wieder am Tische mit dem offenen Gesangbuch vor sich.

„Hast Du Dein Lied gekonnt?“

„Nein, aber der Pfarrer war auch nicht böse. Er hat mich in sein Haus genommen und mit mir ganz freundlich geredet.“



Willkommen!

Für die „Abendschule“ von E. G.

Nun schweben allenthalben
Im Frühlingssonnenschein
Die muntern lieben Schwalben
Und kehren bei uns ein.
Den andern Vögeln allen
Behagt's in Wald und Flur,
Doch ihnen will's gefallen,
Wo Menschen hausen nur.

Und hoch am Giebeldache
Wird flugs das Nest gebaut,
Zum heimischen Gemache
Gerichtet schmuck und traut.
Und bald wird junges Leben
Belohnen alle Müß',
Und frische Stimmenlein geben
Konzerte spät und früh.

Grüß Gott! und sei willkommen,
Du frohe Schwalbenschär!
Wenn uns das Herz bekommen
In Wintertagen war,
So zeugst du von der Treue,
Die unser nie vergißt,
Und die mit dir aufs neue
Im Lenz erschienen ist.

„So? Was hatte er denn zu sagen?“

„Ihr sollt mir mit dem Liede helfen.“

„Na, das wäre!“

„Ja, Du oder der Papa; ich sollt' Euch freundlich darum bitten.“

Der Arbeiter war gerade dabei, sich die Kissen für die Abendsruhe bequem zu ordnen.

„Mann, haste gehört? Du sollst dem Fritz beim Lernen helfen!“

„Du's Du doch.“

„Ach, wie kann ich bei der vielen Arbeit?“

Und so ging's weiter, und das Ende des Liedes war, daß sich der Mann fügte.

„Na, Fritz, dann her.“

Es wollte anfangs wirklich nicht gehen, und das Resultat des ersten Abends war für beide, Vater und Sohn, recht unbefriedigend. Alle Augenblicke hatte die Mutter erwartet, die Sache wäre aus und Fritz bekäme eine Tracht Prügel, und das würde das Ende des Liedes sein. Aber so kam es nicht. Der Mann war ein Ausbund trostiger Geduld und zäher Beharrlichkeit. Oft gähnte er, oft schüttelte er den Kopf, oft blickte er Fritz scharf an.

„Fritz, Du bist der reinste Esel.“

Fast hätte es der Sohn hergesagt, in der Meinung, es sei ein Teil des Liedes.

Und im Zimmer war es still, mausstill. Die Kinder schliefen sich nach und nach alle schweigend in die Kammer, bis zuletzt nur die Mutter dem Unterricht beiwohnte. Selbst der wurde es schließlich zu viel, und sie ermahnte zum Schlafengehen.

„Mutter, jetzt bist Du still.“

Aber Fritz war erschöpft, und während die Lippen die Wörter mechanisch nachsagten, fielen die Augen ein über das andere Mal zu.

„Na, Fritz, laß es für heute abend! Ich glaube, Du kannst's schon ein bißchen. Morgen wollen wir weiter.“

Am nächsten Tage ging's schon etwas besser. Fritz hatte in der Schule selbst die größten Anstrengungen gemacht, das Lied zu memorieren, und als der Abend vorüber war, da konnte er fast ohne Mithilfe von Seiten des Vaters die erste Strophe herjagen.

„Siehste, Fritz, wie schnell das geht, wenn ich dabei helfe!“

Fritz blickte den Vater dankbar lächelnd an und freute sich. Und der Vater freute sich mit.

„Warte, wir kriegen's schon, mein Junge! Ich hätte Dir schon früher helfen sollen. Habe gar nicht dran gedacht.“

Drei Wochen waren es noch bis zur Konfirmation, und sie gingen schnell dahin, aber schon lange, ehe sie dahingeeilt waren, hatte Fritz seine Aufgabe fertig. Und es war so merkwürdig: hatte er mehr von dem Unterricht profitiert oder der Vater?

Der Arbeiter wußte es nicht und fragte sich darüber auch nicht, aber er fühlte etwas, und das konnte er nicht beschreiben. Bisher hatte er sich vor dem Lernen gefürchtet. Die Schulzeit war ihm, wie nun seinem Jungen, eine Quälzeit gewesen, und die Furcht vor Büchern hatte ihn nie verlassen. Unter Lesen und Lernen stellte er sich eine Arbeit vor, die wohl für Gelehrte, nicht aber für einen armen Arbeiter wie er bestimmt war. So war er allmählich dahin gekommen, daß er überhaupt nichts mehr las als höchstens die tägliche Zeitung, oder dann und wann eine Zeitschrift, auf die seine Mitarbeiter ihn aufmerksam gemacht hatten. Aber Bibel, Gesangbuch, Katechismus, oder sonst ein christliches Buch? „Na, ja, die gebraucht man am Sonntag in der Kirche.“

So geriet denn auch bald das Wenige, was von der Schule im Gedächtnis haften geblieben war, in Vergessenheit, und während der Körper gedieh, verschmachtete die Seele.

Das hatte er manchmal selbst gefühlt. Lag er des Abends nach der Arbeit auf dem Sofa und horchte auf die Stimmen der Kinder, die ihre Schullektionen studierten, so klagte ihn das Gewissen an, und er machte sich offene Vorwürfe über seine Faulheit. Kaum aber hatte er sich ausgerafft, als ihm auch schon die Augen müde wurden und er in den gewohnten Schlaf verfiel, — den Vorläufer fester, ungestörter Nachtruhe. Und nun hatte er sich aufrufen müssen! Leicht war es ihm allerdings nicht, hauptsächlich im Anfang. Zur gewohnten Zeit wurden ihm die Lider schwer, und es ergriff ihn mächtig nach Schlaf und Ruhe. Aber nun hatte das Unterrichten doch auch wieder seine schönen Seiten. Wie ganz anders blickten die Kinder jetzt zu ihm auf! Fritz besonders erwies sich dankbar. Und — ihn selbst zog es nach den Büchern hin.

„Na, Fritz, gelt, ich bin doch ein guter Lehrer?“

„Du machst es besser als der Lehrer. Der hat nimmer Geduld mit uns.“

„Das will ich Dir auch erklären, Fritz. Sieh, der Herr Lehrer ist so ein kluger Kopf, schrecklich belesen, und da kann er halt nicht warten, bis Ihr dummen Jungen vorwärts kommt. 's geht ihm zu langsam. Aber ich bin selbst so dumm, und —“

„Aber, Papa, Du bist nicht dumm; Du bist ganz klug.“ Und damit legte Fritz seinen Arm um des Vaters Hals, so gütlich, wie der es nie gewohnt war.

„Ach, Junge, laß doch! Was hast Du sonst noch zu lernen?“

„O, noch den Katechismus, die Sprüche.“

„Nun, denn mal her.“

Und vom Gesangbuch ging's zum Katechismus und dann in die Bibel mit ihrem teuren Inhalt. Es tat ihm doch so wohl, was Fritz gesagt hatte, und er wollte ihn durch seine Unwissenheit nicht beschämen; und nach und nach las er sich fest, und nachdem Fritz längst das Lied gelernt hatte und seine Sprüche wußte, mühte er sich mit dem Jungen ab, so daß das Gelernte immer besser ging. Und waren die Kinder schon lange im Bett, dann saß er noch am Tische und las und las.

„Na, Otto, jetzt übertreibst Du's aber! Es ist lange über die Bettzeit hinaus.“

„Mutter, ich will Dir einmal ein schönes Lied vorlesen; sollte ich einmal nicht mehr bei Dir sein, dann merke Dir die Nummer und lies es. Es heißt: ‚Befiehl du deine Wege‘.“

Der Arbeiter war aufgewacht! Seine Konfirmationsstunde hatte geschlagen, und es ergriff ihn mächtig wie Sturmesbrausen. Es war das selige Wirken des Geistes durchs Wort, das Glaubenshimmeln zum Sündenheiland, das persönliche Ergreifen des Heils im Evangelium. Das vollzog sich in aller Stille, ohne daß er's wußte und ahnte, ohne Feuerzunge auf dem Haupte, aber mit dem Feuermeer neuen, starken Glaubens im Herzen.

So manches Lied war ihm noch von der Schulzeit her bekannt, und abgleich er es oft im Gottesdienst gehört hatte und immer wieder gehört, so hatte doch die Decke über seinem Herzen gehangen, und der Sinn drang nicht hinein, und das Licht konnte nicht aufflammen. Jetzt kehrten sie alle in seine Erinnerung zurück, wie es einst der Heiland gesagt hatte: „Und er wird euch erinnern alles des, was ich euch gesagt habe.“

Besonders das Konfirmationslied! Immer wieder mußte er es lesen und herjagen, denn er hatte es jetzt im Gedächtnis, und je länger desto trauter und süßer erklang es ihm, daß er oft dasah und vor sich hin träumte, als blide er in eine andere und schönere Welt.

„Otto, Du bist ja ganz anders. Man kennt Dich nicht mehr. Früher nahmst Du kein Buch in die Hand und jetzt liest Du Tag und Nacht, als wollest Du noch gelehrt werden.“

Und nahm sie dann etwa die Zeitung, um ihn durch die Lesart der Tagesneuigkeiten auf andere Gedanken zu bringen, dann sagte er wohl: „Na, Mutter, laß sein; ich will Dir etwas anderes vorlesen.“

„Otto, Du bist ein extremer Mensch; erst zu wenig, und jetzt zu viel.“

Der arbeitsamen, prosaischen Alltagsfrau ist gewöhnlich eine kühle Nüchternheit eigen, die sie nicht tief in das Seelenleben weniger gut balanzierter Menschen blicken läßt. Die Frau verstand ihren Mann nicht, aber sie schwieg und ließ ihn machen.

Früher hatte er so leicht nachgegeben, jetzt war sie es, die ihren Willen hingab. Er trat auch so ganz anders auf, ganz still und sanft allerdings, aber immerhin — sie hatte nie erwartet, daß ihr Mann sich so energisch benehmen könne. Und manchmal kamen ihr so merkwürdige Gedanken, und sie fühlte sich so schmerzlich bewegt, daß sie weinen mußte. Nicht nur eine neue Geisteskraft, sondern neue, frische Lebenskraft war über ihren Mann gekommen.

„Mutter, der Arzt sagte mir, mein Herz sei fast normal!“ Der Mann sagte es so leicht hin, als habe es nichts auf sich; ihr aber war's, als hätte er über sich das Todesurteil gesprochen. Und noch immer merkte er nichts. „Es ist die neue Medizin; die hat der berühmte Arzt in Berlin erfunden, und der Hausarzt meint, mein Leiden wird sich ganz heben, und ich werde jetzt erst das Leben voll und ganz genießen.“

Da stürzte sie weinend an seine Brust und schluchzte und schluchzte.

„Was ist Dir denn, Mutter?“

Aber schon hatte sie sich gefaßt. „O nichts, ich mußte nur weinen. Wir Frauen fühlen manchmal so.“

Fritz wurde konfirmiert, und er machte seine Sache gut. Er war nicht der erste, auch nicht der zweite oder dritte, aber selbst der Herr Pfarrer lobte ihn: „Fritz, Du hast Dich gemacht! Gott segne Dich.“ Das war alles, aber es tat ihm so wohl. „Was wirst Du nun machen?“

„Gehe beim Mühlenbauer in Dienst.“

„Dann werde ein braver Mensch und bleib' ein Kind Gottes.“

Fritz war ein halbes Jahr beim Mühlenbauer, da sagte dieser eines Tages: „Nun, Fritz, geh heute nach Haus; Dein Vater muß in den Krieg.“

Schneller, als er je gelaufen war, eilte der Knabe nach Hause, immer vor sich hin murrend: „Der Vater muß in den Krieg!“

Dort angekommen, stürmte er zur Tür herein und stürzte dem Vater um den Hals.

Es war nur ein Arbeiterhäuschen, gering und bescheiden, und einfache Menschen wohnten darin, die auf keiner hohen Bildungsstufe standen. Aber doch waren's Menschen, und Menschenherzen schlugen ihnen in der Brust.

Die Einberufung kam unerwartet, und der Abschied war schwer.

„Otto, es ist ja nicht um mich; es sind die Kinder. Was soll aus ihnen werden bei den schweren Zeiten?“

„Habe ich Dir nicht vorgelesen? Wie heißt doch das Lied? ‚Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt, der allertreuesten Pflege des, der den Himmel lenkt; der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.‘“

„Aber, Otto, wenn Du nicht wiederkommst?“

Er antwortete nicht gleich, denn sein eigenes Herz war so voll der Sorgen, daß er nicht reden konnte. Dann sagte er: „Mutter, sei stark; Du bist ja immer so forsch gewesen. Werde nicht weich; bedenke die Kinder!“

Es war gut, daß die Zeit nur kurz war und der Abschied nahe. „Fritz, sei Du brav und hilf der Mutter, wo Du kannst, und arbeite fleißig und mach' ihr das Herz nicht schwer.“

Fritz schlang zum letztenmal seine Arme um des Vaters Hals. „Vater, mein lieber Vater; Du warst mir immer so gut und hast mir so schön mit dem Liede geholfen!“ Mehr konnte er nicht sagen.

„Fritz, so weine doch nicht mehr! Sieh, Du bist jetzt der Mann im Haus und mußt stark sein.“

So ging er fort, mit tiefem Weh im Herzen, aber doch froh, daß die Marter vorüber war, und zehn Hände winkten ihm nach, und auf der Mutter Armen das Kleinste, und es wußte doch nicht, warum es mit dem Händchen zappeln sollte.

„Mensch,“ sagten die Kameraden am Bahnhofe, „Du hast am Ende noch gar geweint.“

Ihnen selbst war's so schwer ums Herz, aber so wird man's am besten los, indem man es sich nicht merken läßt, sondern es herunterwürgt.

Als schon längst der Zug im Gillaufe war und eine weite Strecke zwischen dem Dörfchen und der Gegend lag, durch die das Dampfroß brauste, da sah der Arbeiter immer noch im Geiste sein Häuschen vor sich und seine weinende Frau und seine schluchzenden Kinder. Und es tat ihm so weh, so bitterweh! —

In Rußland war's, irgendwo in den Karpaten. Drei Tage lang hatte die Schlacht gedauert, und es war heiß hergegangen. Tagelang hatten die Kanonen gedonnert und die Kartätschen eingeschlagen, bis die feindliche Artillerie anfang zu schweigen. Dann rückten die Truppen vor, Oesterreicher und Deutsche und Ungarn, Brüder und Kampfgenossen, mit gleichem Mute, treu bis zum Tode. Und der hielt schreckliche Ernte. Die Uebermacht des Feindes war kolossal, und Pöhl um Pöhl mußte das Terrain erkämpft werden. Auf dem Boden lag's dichtbesät mit Leichen, wie die Garben auf dem Felde in der Ernte. Immerhin, der Feind wich, erst langsam

und meterweit, dann rascher und rascher, und weiter stürmten die deutschen Truppen vorwärts, bis zu den Schanzen hinein, und dann Kilometer weiter, über Berge und durch Täler und Wälder, durch Schmutz und über Gestein.

Nicht alle! Manche sanken hin und blieben liegen und regten sich nicht mehr. Das waren noch die Glücklichen. Andere sanken hin und wälzten sich in den heftigsten Schmerzen und beteten und schrien und wüteten und brüllten, und das helle Blut schoß in reißenden Strömen aus den zerrissenen Adern. Immerhin, sie fiele auf offenem Felde, und da sahen sie die Lazarettbedienten vom roten Kreuz und brachten ihnen Hilfe oder trugen sie aus der Gefechtslinie. Auch sie waren daher noch glücklich. Die Unglücklichen fielen im Walde oder im Gebüsch oder in Talsenkungen oder abseits, wo man sie nicht sah noch fand, und die Schreien und Heulen und wimmerten, bis das Herz nicht mehr schlug und der Mund stumm war.

„Kinder, laßt uns für den Vater beten. Du, Fritz, lieh der Segen und das Gebet.“

Gewiß, das Gebet war nicht umsonst, und der Vater der Witwen und Waisen hat es sicherlich gehört und erhört, aber doch so anders. Der Vater kehrte nicht wieder heim. Gefallen! Ja, dort in den Karpaten. Er war mit beim ersten Ansturm im vordersten Regimente gewesen.

„Vorwärts! Kommt, Kameraden!“ Es war des Hauptmanns letztes Kommando. Der Premierleutnant vor! Dann der Sekondeleutnant! Halbwegs den Abhang hinab war ein Wäldchen und dort hatten sich die Russen festgesetzt. Der erste Sergeant vor „Vorwärts, Brüder!“ Was übrig war, folgte. Der Feind wich und dann ging's schnell. „Aus dem Walde heraus, der Feind beschleicht den Wald.“

Als er erwachte, mußte er sich erst sammeln. Vor seinen Augen war's dunkel, und da flog es hin wie Wolken. Dann wurde es lichter, und der Kopf klarer. Etwas lag auf ihm, er fühlte mit der Hand danach; es war ein Baumstumpf, und die Schenke schmerzten ihm. Jetzt auch in der linken Schulter. Mechanisch griff er danach. Der Arm war fort, und die rechte Hand war rot und flebrig. Dann wurde es wieder dunkel vor seinen Augen, aber der Sinn war so klar, so ungewöhnlich klar. Er fühlte keinen Schmerz.

„Mutter, ich bin so müde; ich lege mich aufs Sofa.“ Und da saß Fritz am Tische, und lernte und lernte. Und da saß die Mutter mit dem Kleinen auf dem Arme, und die andern Kinder ringsherum und sie weinten. Er setzte sich an den Tisch. „Nun, Fritz, sag' mal her, aber laut, ich hör' nicht mehr so gut. Schön, aber lauter so hat's der Pfarrer gern. Wart, ich sag's mit: ‚Gott — Christ, — mein Leben, mein — Heil — und ein'ger Trost, — du tu ich — mich ergeben, du — hast mich teuer erlöst — mit deiner Blutbergießen, mit großem — Weh — und — Leid; laß mich de — auch — genießen — zu — meiner — Seligkeit.‘ Nun den letzten Vers. Komm, Fritz, Du kannst's ja! Nicht? Warte: ‚Da — mich — Christ, — mein'n Erlöser, — den — ich — im — Glauben — erkannt, bis — an — mein End' — bekennen, — stän — stark — mich in letzter — Not, —“

Der Verwundete schlug die Augen auf. Es war ihm wie in Traum, und wieder, als sei's doch so wahr; und in seinen Ohren summt es, und in seinem Herzen klang es wie Engelsrauschen: „Wo dir laß — mich — nichts trennen; gib — einen — sel'gen Tod.“

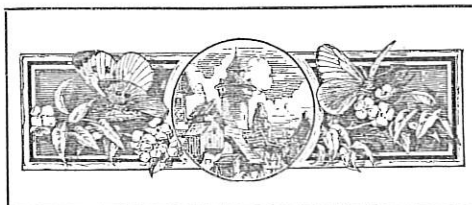
Die bleichen Lippen bewegten sich nicht mehr, der Mund öffnete sich, die Unterkiefer sanken herab, und die Augen blickten star.

Es war das Konfirmationslied, sein Konfirmationslied. So fanden die Genossen den Kämpfer, kalt und steif, mit zerfetzten Weinen und abgeschossener Schulter, aber auf den abgemagerten Zügen leuchtete es so hell und selig, daß sich selbst die Lazarettgehilfen darüber wunderten. „Der hat noch die Siegesfreude auf dem toten Antlitz!“ Und sie hatten recht, aber anders als sie es meinten.

Die beiden Lieder.

Es sprach ein Lied zum zweiten:
Ich bin an Herrlichkeiten
Und fatten Wildern reich;

„Gar dunkle Märkel stehen
In meinem Wunderbau;
Ich habe weinen sehen
So manche schöne Frau.“



„Mein Thron ist aufgerichtet
Aus Pergament und Gold,
Und dem, der mich gedichtet,
Ward hoher Preis gezollt.“

Darauf in schlichten Zungen
Das andre Liedchen spricht:
„Mich hat das Volk gesungen,
Mehr Ruhm erfuhr ich nicht.“

Die Kohle und rechtzeitige Kohlenversorgung.



In allen Staaten ist an die Kohlenverbraucher die eindringliche amtliche Mahnung ergangen, sich ihre Vorräte für den nächsten Winter möglichst frühzeitig zu besorgen. Die Preise der Hart- wie der Weichkohlen sind von der Regierung festgesetzt, und jetzt ist die Zeit, Einkäufe zu machen, da die Kohlen später im Preise steigen mögen. Zudem ist es patriotische

Pflicht, jetzt, da der Sommer naht und die Lieferungen erleichtert sind, die Transportverhältnisse für spätere Monate entlasten zu helfen, damit dann dem Landesinteresse die bessere Beförderung aller andern Warengüter zugute komme.

Das Herannahen des Sommers ist zwar dazu angetan, uns die vor wenigen Wochen erst durchgemachte Kohlenknappheit mit allen ihren Unbehaglichkeiten und Unbequemlichkeiten vergessen zu lassen. Das frohe Bewußtsein, für die nächsten fünf oder sechs Monate aller Kohlen Sorgen enthoben zu sein, sollte aber nicht in Sorglosigkeit ausarten. Sonst könnte es sich leicht ereignen, daß wir uns beim Herannahen des Winters in der unangenehmen Lage jener fünf törichten Jungfrauen sehen, die Del auf ihre Lampen zu tun unterließen und sie nicht anzünden konnten, als der Bräutigam erschien. Auf den Sommer folgt im stets sich gleich bleibenden Wechsel der Jahreszeiten auch wieder der Winter, und der kluge Hausvater wartet mit der Bestellung seines Kohlenbedarfs nicht bis zum Herbst, ganz besonders nicht nach den traurigen Erfahrungen des letzten Jahres, zu einer Zeit wie der gegenwärtigen, da er nicht vorzusehen vermag, wie die Kohlenverhältnisse sich im September oder Oktober gestalten mögen. Wer weise ist, hat rechtzeitig vor und versorgt sich so bald wie möglich mit der Kohlenmenge, deren er für den nächsten Winter bedarf.

Die Heizmaterial-Administration befürchtet sogar, daß im nächsten Winter die Kohlenknappheit noch schärfer hervortreten wird. Es ist sogar möglich, daß die Benutzung von Kohlen

außerhalb der Städte und Ortschaften verboten wird. Wo immer es daher möglich ist, auf dem Lande, wird man wohl daran tun, sich einen Vorrat von Brennholz einzulegen.

Ist denn Amerika wie über Nacht in Gefahr geraten, seine Kohlenvorräte erschöpft zu sehen? Ganz und gar nicht; jedermann weiß heute, warum das Land unter einer gewissen Kohlenknappheit leidet. Der Kohlenreichtum

der Vereinigten Staaten ist weit größer als der irgendeines anderen Landes, aber die Hebung dieses Schatzes und seine richtige Verteilung über das ganze Land nach dem Verhältnis des Bedarfs macht gegenwärtig, da Krieg und Industrie ungeheure Anforderungen an die Kohlenproduktion und das Transportwesen stellen und zudem Profitgier und Lohnfreitigkeiten die ganze Lage noch verwickelter gestalten, recht große Schwierigkeiten. Es hat zur Zeit keinen praktischen Zweck, sich in unfruchtbaren Klagen über die bestehende Notlage oder in bitteren Vorwürfen gegen diejenigen zu ergehen, die ihren Eintritt herbeigeführt oder ihr nicht rechtzeitig vorgebeugt haben. Das Volk steht einer Tatsache gegenüber und muß sich, so gut es kann, damit abfinden. Die Regierung wird sicher alles tun, was in ihrer Macht steht, um die vorhandene Kohlenknappheit zu verringern, die Verteilung auszugleichen und die Preise möglichst niedrig zu halten; indessen über ihre Kräfte kann auch sie nicht hinaus, und diese werden — niemand sollte das vergessen — im wesentlichen vom Kriege und allem, was dazu gehört, in Anspruch genommen.

Wenn wir einen Ueberblick auf die Kohlenfelder des Landes vornehmen, so kommt uns unwillkürlich der Vers in den Sinn: „Die Erde ist voll der Güte des Herrn!“ In den Vereinigten Staaten werden nämlich jährlich ungefähr 600,000,000 Tonnen Kohle gefördert. Davon werden rund 20 Prozent, also 120,000,000 Tonnen, für unsere Hausheizung verbraucht. Der Amerikaner ist hinsichtlich seines Kohlenverbrauchs bisher, wie auf anderen Gebieten, ein großer Verschwender gewesen. Das Land hatte stets Ueberfluß an Kohle, und er hatte sich daran gewöhnt, darauflos zu wirtschaften, ohne Rücksicht auf die Gesamtheit des Volkes oder auch nur auf seinen Nachbar. Jetzt haben sich die Verhältnisse plötzlich geändert: anstatt des Ueberflusses sieht er sich einer Knappheit gegenüber. Auch in der Industrie ist viel Verschwendung mit dem Brennstoff getrieben worden. Auch dort sollten sich beträchtliche Ersparnisse erzielen lassen. Wenn jeder Heizer in den Fabriken, jeder Heizer im eigenen Hause sparsam mit dem Brennmaterial umgeht, so sollte sich die Gesamtersparnis nach dem Urteile Sachverständiger auf etwa 10 Prozent der Landesproduktion belaufen, d. h. auf 60,000,000 Tonnen oder etwa \$500,000,000 — sicher ein erstrebenswertes Ziel.

Die Vorräte im Schoße der Erde sind laut aller geologischen Angaben noch immer unermesslich. Kurz vor Ausbruch des großen Krieges tagte der geologische Kongreß in Toronto. Es wurde durch Experten berichtet, daß die Welt über 8,000,000,000,000 (8 Trillionen) Tonnen Kohlen im Schoße der Erde berge. Mehr als die Hälfte davon entfällt auf unser Land — Nordamerika, d. h. die Vereinigten Staaten und Canada liefern drei Viertel aller Kohlen der Welt. Canada hat ein Viertel so viel als wir, und Europa nur ein Sechstel so

viel. Asien hat kaum ein Drittel so viel wie unser Land, Australien und Afrika zusammen nur ein Sechstel unseres Reichthums. Dr. Chas. G. Gilbert, der Kurator des Bundes-Museums und der Geologie, hat in kleinen Quadraten das Verhältniß der verschiedenen Erdteile mit ihrem Kohlenreichtum dargestellt, um es anschaulich zu machen. Danach besitzen die Vereinigten Staaten und Alaska 4,231,000,000,000 Tonnen Kohle, Canada 1,360,000,000,000, China 1,097,000,000,000, Deutschland 466,000,000,000, Großbritannien und Irland 208,000,000,000, Sibirien 191,000,000,000, Australien 182,000,000,000, Indien 82,000,000,000, Rußland in Europa 66,000,000,000, Südafrikanische Union 61,000,000,000, Oesterreich 59,000,000,000, Columbia 29,000,000,000, Indochina 22,000,000,000, Frankreich 19,000,000,000, die übrigen Länder 69,000,000,000, Summa 8,147,000,000,000 Tonnen.

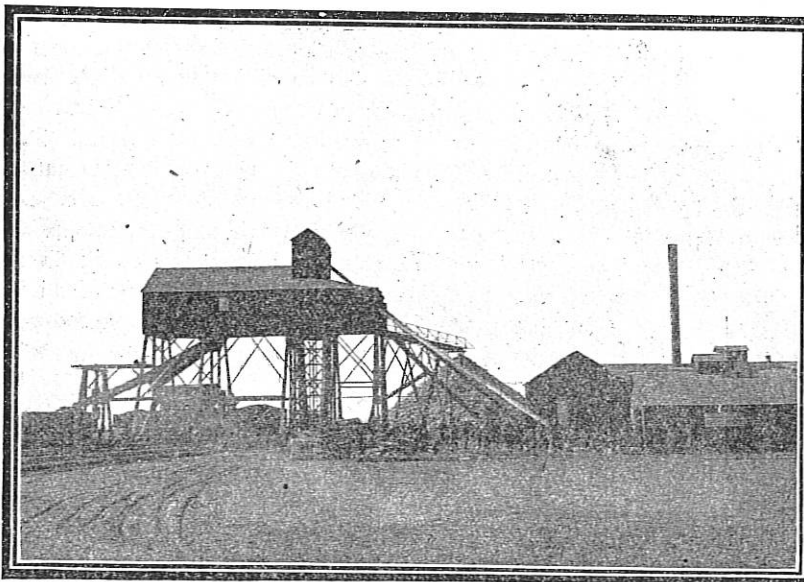
Da schwindelt es einem im Kopfe, als ginge ein Mühlenrad herum! Das sind nur Schätzungen. Natürlich kommt es auf eine oder ein paar Millionen oder auch Billionen Tonnen nicht an — es verbleibt ja immer noch genug. Und das Tröstliche

nehmen Gold, Silber und Edelsteine nicht den höchsten Raum ein. Das unscheinbare Eisen und die schmutzige Kohle sind für den Menschen von weit größerem Werte. Was wollten sie heutzutage beginnen, wenn uns das rußige Brennmaterial fehlte, das dank der Güte Gottes aus zahlreichen Kohlengruben in ungeheuren Mengen an die Erdoberfläche befördert wird? Namentlich in den Städten brauchen es die meisten Hausfrauen zum Kochen und Backen und im Winter zum Heizen der Zimmer; der Fabrikant könnte die gewaltige Maschinerie seiner großen Werkstätte nicht in Bewegung setzen, wenn er die Kohle nicht hätte; die Dampfschiffe auf Flüssen, Seen und Meere, die Eisenbahnen, die alltäglich viele Tausende von Menschen und zahllose Tonnen von Frachtgütern von einem Orte zum andern und von einem Lande zum andern befördern, sie alle haben zur Erzeugung des Dampfes, der ihr Räderwerk treibt, diesen unansehnlichen Stein nötig.

Und was wird nicht alles aus der Kohle gewonnen! Das Gas, das zu Beleuchtungszwecken, aber auch vielfach zum Kochen und Heizen verwandt wird, ist ein Erzeugniß der Steinkohle; Teer wird daraus gewonnen, und daraus wieder Paraffinöl, das überaus nützliche Benzin, die hübschen Anilinfarbstoffe und andere Selbst einige Essenzen, die sich in Zuckerwasser finden, das die Jugend so gerne trinkt, gewinnt man aus Steinkohlenteer. Wer hätte das gedacht! Die Asche der Steinkohlen wird als Dünger und als Zusatz zum Mörtel gebraucht.

Die drei aufeinander gereihten Bilder auf unserer ersten Illustration erklären sich selbst. Was soll aber der Rahmen — die Farne, Kräuter, der Nadelholzbaum und die Palmbblätter? Man nimmt an, daß die Kohlenlager nur Ansammlungen von Pflanzen und Bäumen sind, die in der Erde vermoderten, gebildet wurden. In den Kohlenbergwerken sind oft Abdrücke von Blättern, Tannenzapfen u. dgl. gefunden worden, ja Stämme und Wurzeln großer Bäume kann man zuweilen nachspüren.

Das Kohlengraben kann gewiß nicht zu den angenehmsten Berufsarbeiten gezählt werden. Den ganzen Tag sieht der Kohlengräber nichts von der lieben Sonne, empfindet ihre belebende Wärme nicht, sieht weder Blumen noch sonst etwas Grünes, ist vielmehr in dunklen Gängen eingekerkert und von Finsternis umgeben, die durch sein Bergmannslicht nur schwach erhellt wird. Er steht auch stets in Gefahr, durch sogenannte schlagende Wetter, Explosionen, die durch Gase entstehen, welche sich entzündeten, sein Leben einzubüßen. In Anbetracht dessen, daß die Kohle ein unentbehrlicher Gebrauchsartikel geworden ist, können wir je doch der Dienste der Kohlengräber nicht mehr entbehren.



Ein Kohlenbergwerk.

dabei ist: so wenig wir die genaue Entfernung der Sonne wissen, und so wenig wir je dahinkommen, es zu erfahren, so gewiß ist trotzdem, daß die lieben Sonnenstrahlen zu uns kommen; so gewiß ist auch, daß Amerika, besonders im Mississippi-Tale, in Pennsylvania, im Felsengebirge, in Texas, in Alaska u. s. w., ungeheure Kohlenlager hat, deren Heizkräfte uns noch auf unzählige Generationen hinaus versorgen können.

In der Tat, unter allen den wertvollen Schätzen, die die Erde zum Nutzen der Menschen in ihrem kühlen Schoße birgt,

Das beste Geschenk.

Für die „Abendschule“ von E. Rathke.

Eine weltliche Zeitung berichtete vor einiger Zeit, daß gegenwärtig die Bibel das bestverkaufte Buch („best seller“) sei, da sie jährlich in 38,000,000 Exemplaren abgesetzt werde. Das ist nun allerdings sehr schön; aber das bestgelesene Buch ist sie leider nicht. Oder — man gehe von Haus zu Haus und frage: Lest ihr täglich in eurer Bibel? Das Resultat wird erstaunlich sein.

Wir haben heute zu viele Bücher. Nicht im Hause; nein, für Bücher Geld „wegwerfen“, das tut man nicht leicht. Eine größere Hausbibliothek — etwa so viel wert wie eine gute Victrola — ist so selten wie echte Juwelen beim Juwelier. Aber in der Leihbibliothek sind zu viele Bücher. Und was für welche noch dazu! Ich meine die weltliche Leihbibliothek. Eines Tages ging ein Herr, der in Indien wohnte, in sein Bibliothekszimmer und nahm ein Buch von einem Tische herunter. Als er dies tat, fühlte er einen kleinen Schmerz im Finger, wie von einem Nadelstich. Bald begann sein Finger anzuschwellen, dann der Arm, danach der ganze Körper, und in wenigen Tagen war er eine Leiche. Es war eine kleine giftige Schlange zwischen den Büchern gewesen! So erzählt Pastor Busch und bemerkt dazu: „Heutzutage gibt es viele Schlangen in den Büchern. Wenn die Lebensbücher einst aufgetan werden, wird es

vielleicht zu viele Bücher. Und was für welche noch dazu! Ich meine die weltliche Leihbibliothek. Eines Tages ging ein Herr, der in Indien wohnte, in sein Bibliothekszimmer und nahm ein Buch von einem Tische herunter. Als er dies tat, fühlte er einen kleinen Schmerz im Finger, wie von einem Nadelstich. Bald begann sein Finger anzuschwellen, dann der Arm, danach der ganze Körper, und in wenigen Tagen war er eine Leiche. Es war eine kleine giftige Schlange zwischen den Büchern gewesen! So erzählt Pastor Busch und bemerkt dazu: „Heutzutage gibt es viele Schlangen in den Büchern. Wenn die Lebensbücher einst aufgetan werden, wird es

über viele ruinierten Seelen heißen müssen: Vergiftet durch Schlangen in den Büchern!" —

Wir haben zu viele Zeitungen. Jedenfalls werden sie zu hin- gebend gelesen. Besonders sind die Sonntagszeitungen ein Uebel. Schon vor Jahren spottete Oscar Wilde über uns: „In Amerika wählen sie alle vier Jahre einen Präsidenten, aber regiert werden sie allezeit von der Presse.“ Und Kierkegaard, ein besserer Mann als Wilde, schrieb einmal: „Wehe, wehe über die Tagespresse! Nämlich Christus lebt zur Welt, so nähme er, so wahr ich lebe, nicht Hohepriester u. s. w. auf's Korn, sondern die Journalisten.“ Viele Menschen lesen heute die Zeitung, wie man früher die Bibel las, und die Bibel, wie man früher die Zeitung las. Und das ist ver- kehrt. Wo man dabei hinfommt, das sollte bald der Blinde sehen können. Aber die Welt will betrogen sein, sagte jener Kardinal.

„Ja, Fräuleinchen, wenn nur keine Ewigkeit wär!" rief jene Schwachköpfige der feinen Weltkame zu, und — diese kurze Predigt wirkte für die Ewigkeit. Wenn nur keine Ewigkeit wär! Was würde mancher drum geben, wenn er den Wunsch wahr machen könnte! Aber da hilft alle Gelehrsamkeit und alles Geld nicht. Auch alles Meiden nützt da nichts. Wenn der kleine Junge auch noch so oft zum Berg sagt: „Geh mir aus dem Weg!" der Berg geht nicht. Und mit dem Kopfe dagegen rennen hilft auch nicht. Man muß alles auf der Wage der Ewigkeit wiegen. Auch die Geschenke, die man gibt, die man bekommt. Manche von die- sen wird man dann in die Asche werfen; manche wird man sehr hoch schätzen, auch unscheinbare. Das beste Geschenk ist, das am schwersten auf der Wage der Ewigkeit wiegt. Das ist auch das beste Buch, die beste Zeitung, der beste Lehrer, der beste Pastor u. s. w. Bei jedem Geschenk, das man gibt, muß man sich fragen: Wird es dem, dem ich's gebe, nützen für die Ewigkeit oder schaden?

Als ich sechs Jahre alt war, bekam ich von meinen seligen Eltern ein schönes Goldschnitz- Testament — und ich las das Buch auch fleißig und hielt es in Ehren —, manche Eltern schenken ihren Kindern statt dessen goldene Ringe, schöne Uhren u. dgl. mehr. Ich meine, das ist verkehrt. Was wiegt, auf der Wage der Ewigkeit getwogen, schwerer?

„Ja," sagst du, „wenn mein Kind nur für solch Buch Appetit hätte! Aber da mach mal einer was!" Hör mal, die Sache ist nicht halb so schwierig, als sie aussieht. Sind die Eltern deines Kindes — resp. deiner Kinder — Ewig- keitsmenschen? Wägen sie alles, was sie tun oder nicht tun, sagen oder nicht sagen, lesen oder nicht lesen, auf der Wage der Ewigkeit? Und ist ihnen demgemäß das teure Gotteswort lieber als Schätze von Silber und Gold? Dann garan- tiere ich dir, daß die Kinder auch großen Respekt vor dem heiligsten und wunderbarsten aller Bücher haben werden und selbst auch be- gierig sein werden, auszufinden, was darin steht. Verlaß dich dar- auf, die Schuld liegt in 99 von 100 Fällen nicht an den Kindern. Wie man's Bäumlein zieht, so wächst es. „In Sparta", sagt ein Schriftsteller, „wurde der Vater bestraft, wenn der Junge eine Uebeltat beging." Merkwürdig, nicht wahr?

Wir sind hier alle nur Wanderer, Fremdlinge; „beim Teufel zur Herberge", sagt Dr. Luther. Wir sehen uns einige Male um in dieser merkwürdigen Welt, und dann heißt's: „Reisefertig? Fahrkarte bereit?" Wenn wir das nur immer vor Augen hätten, wie jener erblindete Greis, der seinem Freunde erklärte, er befinde sich im Wartesaale und freue sich auf die Stunde, da es für ihn „Einsteigen!" heißen würde und er den Herrn schauen dürfe ohne Sünde. Ja, wenn wir das nur immer vor Augen hätten! Wie manch Ding in unserm Leben würde dann anders werden, und ob unsere Kinder dann nicht auch Lust zu Gottes Wort bekämen und Liebe zu jener Heimat, von der sie schon in der Schule singen ler- nen: „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh?"

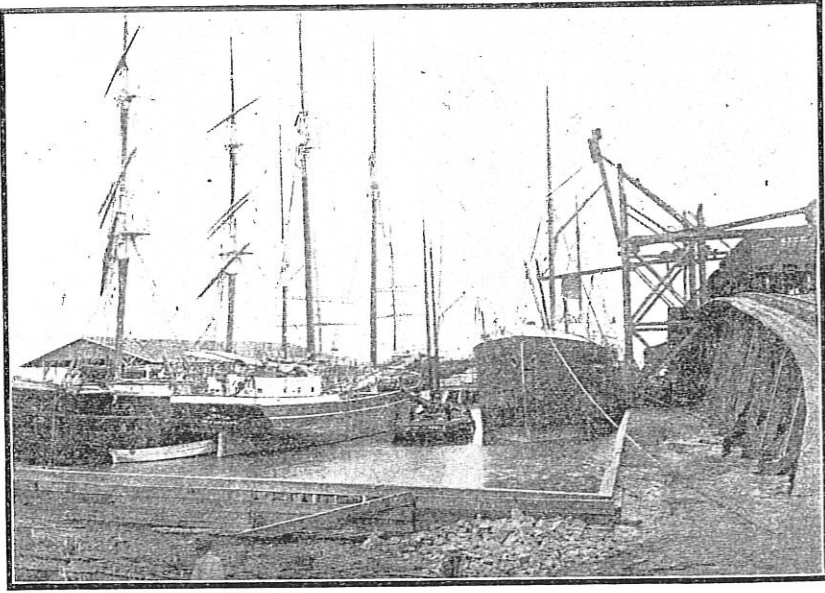
Ich freue mich darüber, daß man unseren Soldaten Gottes Wort auf's Schlachtfeld mitgibt; aber ich meine, man sollte damit viel, viel früher anfangen; im Elternhause. Und man sollte den Kindern auch frühzeitig den Schlüssel zu Gottes Wort geben. „Ja," sagst du, „etwa eine Bibelauslegung, was die Gelehrten „Kommentar" nennen?" Die Gelehrsamkeit in allen Ehren! Sie

hat ihren großen Wert und kann, wenn sie demütig ist, dem Schrift- verständnis nur dienen; aber denkst du, unser Herrgott habe die Bibel nur für die Gelehrten geschrieben? Etwas, damit die sich daran fett essen sollten und die anderen armen Schlucker von den Brocken leben sollten, die von dieser Herren Tisch fallen? Das wäre eine schöne Wirtschaft und ein schöner Vater, der so für seine Kinder sorgte: einige mästete und den anderen eine trockene Brot- rinde reichte, daran zu nagen, bis die barmherzige Erde sie deckt. Nein, für solch einen Vater würde ich aber doch sehr danken!

„Stichelst du auf den Papst?" Nein, auf seine näheren und ferneren Verwandten, die da meinen, daß ohne ihre Vor- und Hin- terrede niemand sich aus Gottes Wort erbauen und ohne ihre Er- klärung der einfache Mann nicht verstehen könne, was sein Vater ihm sagen will. *

„Ja, sag, was meinst du denn mit dem Schlüssel?" Antwort: Die Frage: Was soll ich tun, daß ich selig werde? Das ist der Schlüssel von unserer Seite, und was dann Gott darauf antwortet, ist der Schlüssel von Gottes Seite. Derweil du darüber nachdenkst, will ich dir eine schöne Geschichte erzählen.

Erst eine kurze Anekdote aus Dalton's „Erinnerungen". Der war lange Jahre Pastor in St. Petersburg, wo jetzt die Bolschewiki haufen, und hat die Kriegswolken schon gesehen, als sie noch nicht



Das Schiff versorgt sich mit Kohlen.

größer wie eine Hand waren — ist schon lange her. Einem schon weißbärtigen russischen Aufseher schenkte ein Fahrgast ein Lukas- Evangelium. Der Russe hatte so ein Buch noch nie gesehen, und wie er abends spät, auf den Tod ermüdet, heim kam, fing er an neugierig in dem merkwürdigen Büchlein zu lesen, las und las und konnte nicht aufhören, las die ganze Nacht hindurch. „Ach, Vatuschka (Väterchen)," sagte er zu Pastor Dalton nachher, „das war so wunderbar! Seit dem Tage habe ich keine Zeitung mehr gelesen, aber jede Kopeke gespart, bis ich mir das ganze Neue Testament kaufen konnte. Nun ist mein Herz so wohl und froh. Sieh, Va- tuschka, als ich nur die Zeitung las, sah es in meinem Herzen aus wie in der Bauernhütte am Winterabend beim Kienspanlicht. Seit- dem ich aber das Neue Testament lese, ist es da drinnen hell ge- worden wie drüben im Laden bei dem neuen elektrischen Lichte." Man möchte den alten Russen um sein wunderbares Neues Testa- ment beneiden! —

Vor einiger Zeit lebte im nördlichen Teile Englands eine fromme Witwe, welcher infolge des Verlustes, den sie erlitten hatte, die Sorge für ihre zahlreiche Familie, sieben Töchter und einen Sohn, allein oblag. Es war ihr Hauptbestreben, ihre Kinder in den Grundsätzen christlicher Gottseligkeit, welche die Verheißung so- wohl dieses irdischen Lebens als insbesondere jenes zukünftigen hat,

* Die beiden schlimmsten Blüten, die dieses Weibermundungs-Prinzips in unseren Tagen herborgebracht, sind die Giftblüten Mrs. Eddy und „Pastor" Russell. Daß Gott erbarm! —

zu erziehen. Der beste Erfolg krönte bei ihren Töchtern ihre Bemühungen. Doch leider bewies sich ihr Sohn höchst undankbar gegen sie. Ihr einziger Sohn, ihr Liebling, ja sozusagen ihr Abgott, ward ihr Herzeleid. Er liebte alle weltlichen Freuden und lustigen Gesellschaften und machte sich der Sünden theilhaftig, welchen man in solchen Verbindungen dient. Die Lage, in welche er sich dadurch versetzte, legte ihm bald die Nothwendigkeit auf, sein Vaterland zu verlassen und zur See zu gehen. Als seine Mutter von ihm mit vielen Tränen Abschied nahm, gab sie ihm ein Neues Testament, worin sie seinen und ihren Namen eingeschrieben, und ermahnte ihn feierlichst und mit inniger Liebe, es sorgfältig zu bewahren und im Andenken an sie fleißig darin zu lesen. Er ward weit über die spurlose Tiefe hinweggeführt. Jahr um Jahr verstrich ohne Nachricht von ihm. Seine Mutter reiste nach einigen, von ihrem eigenen Wohnorte entfernten Theilen des Insellandes, unter andern auch nach der Hauptstadt, wo sie in jeder Gesellschaft, in der sie sich bewegte, immer die Unterredung auf das Schiff zu bringen suchte, auf welchem ihr Sohn sich befand, um vielleicht Nachricht von dem Geliebten, der stets die erste Stelle in ihren Gedanken einnahm, zu erhalten. So traf sie einst in London mit einem Schiffskapitän zusammen, an welchen sie ihre gewöhnliche Frage richtete. Er benachrichtigte sie, daß er das Schiff kenne, daß es Schiffbruch gelitten, daß er sich auch eines jungen Menschen, namens Karl, erinnere, und fügte, jedoch mit einiger Zurückhaltung, hinzu, daß dieser Jüngling so verstorben gewesen sei, daß es gut wäre, wenn er und alle seinesgleichen am Grunde des Meeres ruhten. Die unglückliche, im Tiefsten ihrer Seele erschütterte Mutter verließ, sobald sie einigermaßen Herr ihrer aufgeregten Gefühle geworden, das Haus und beschloß, künftig in strenger Zurückgezogenheit zu leben, wo sie sich ihrem hoffnungslosen Kummer hingeben und ihn zugleich vor aller Augen verbergen könne. Sie sagte oft: „Ich werde mit Leid hinunterfahren in die Grube zu meinem Sohne.“ Sie wählte ihren Wohnort an einem der Seehäfen der nördlichen Küste. Nach Verlauf einiger Jahre klopfte ein halbnackter Matrose an ihre Thür und bat um Einlaß. Der Anblick eines Matrosen zog sie stets an, obgleich er ihr immer von neuem Gemütsbewegungen verursachte und Gefühle erweckte, die sich besser nachfühlen als beschreiben lassen. Sie lauschte seiner Erzählung mit lebhafter Theilnahme. Er hatte mehrmals Schiffbruch gelitten, war den Gefahren der Tiefe preisgegeben gewesen, hatte aber nie so des Allernotwendigsten entbehrt und so entseßlich gelitten als vor einigen Jahren, da er und ein

anderer junger Mensch die einzigen gewesen, die sich von der Schiffsmannschaft gerettet hatten. „Wir wurden“, sagte er, „auf eine öf Insel verschlagen, und ich schloß hier nach sieben Tagen und Nächten meinem Unglücksgefährten die Augen zu. Armer Jüngling! Niemals werde ich dich vergessen!“ Tränen flossen hierbei über seine eingefallenen Wangen. „Er las Tag und Nacht in einem kleinen Buche“, erzählte der Matrose weiter, „die Mutter habe ihm gegeben, sagte er zu mir, und das war das einzige, das er gerettet. Es war jeden Augenblick sein Begleiter. Er weinte über seine Sünden, er betete, er küßte das Buch, er sprach von nichts als von diesem Buche und seiner Mutter. Zuletzt gab er es mir und dankte mir vielfach für meine geringen Dienstleistungen. „Hier Jakob“, sagte er, „nimm dieses Buch! Bewahre es wohl! Die darin Möge Gott Dich reichlich segnen! Dies ist alles, was ich habe.“ Dann drückte er mir die Hand und entschloß.“ „Ist die alles wahr?“ fragte die zitternde, staunende Mutter. „Ja, lieb Frau, jedes Wort, das ich sagte.“ Hierauf zog der Matrose aus seiner vielfach zerrißenen Jacke ein kleines, sehr schadhafte Buch, hielt es in die Höhe und rief: „Hier ist das Buch!“ Die Mutter nahm das Neue Testament, erkannte ihre eigene Handschrift, den Namen ihres Sohnes mit dem ihrigen verschlungen auf dem Titelblatte, betrachtete es staunend, las darin, weinte und freute sich. Es war ihr, als hörte sie eine Stimme sagen: „Siehe, dein Sohn lebet!“ „Willst Du Dich von diesem Buche nicht trennen, guter Freund?“ fragte sie, sehnlichst verlangend, nun selbst dies kostbare Kleinod zu besitzen. „Mein, liebe Frau“, war die Antwort, „für kein Geld, nicht für die ganze Welt! Er gab es mir mit sterbender Hand. Ich habe mehr als einmal alles verloren, doch stets rettete ich diesen theuren Schatz, dessen Wert, wie ich hoffen darf, ich an mir selbst erkannt habe. Ich will bis zu meinem letzten Atemzuge mich nicht davon trennen!“ —

Lieber Leser! Es ist mit der Welt Abend geworden, Dunkle Schatten lagern sich über der Erde. Dumpf grollender Donner des Abgrundes tönt unheimlich durch die stille Nacht. Mergstlich fragen Tausende: Was mag, was wird kommen? Wir wollen daran denken, welch ein Geschehnis wir besitzen, wollen unsere Hände falten und beten:

Nach bleib bei uns, Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist; Dein göttlich Wort, das helle Licht, laß ja bei uns auslöschen nicht! Dein Wort ist unser Herzens Truh und deiner Kirchen wahrer Schutz; Dabei erhalt' uns, lieber Herr, daß wir nichts anders suchen mehr! Gib, daß wir leb'n in deinem Wort und darauf ferner fahren fort Von hinnen aus dem Jammerthal zu dir in deinen Himmelsaal!

Lachen und Singen.

Von S. Trojan.

Was kann so heiter machen,
So froh von Herzensgrund,
Wie das gesunde Lachen
Von einem roten Mund!
Wie nach dem nächt'gen Grauen
Der Sonne goldnes Licht,
So tröstlich ist zu schauen
Ein lachendes Gesicht.

Ein Mägdlein hör' ich gerne,
Das bei der Arbeit singt;
Es freut mich schon von ferne,
Wie angenehm es klingt.



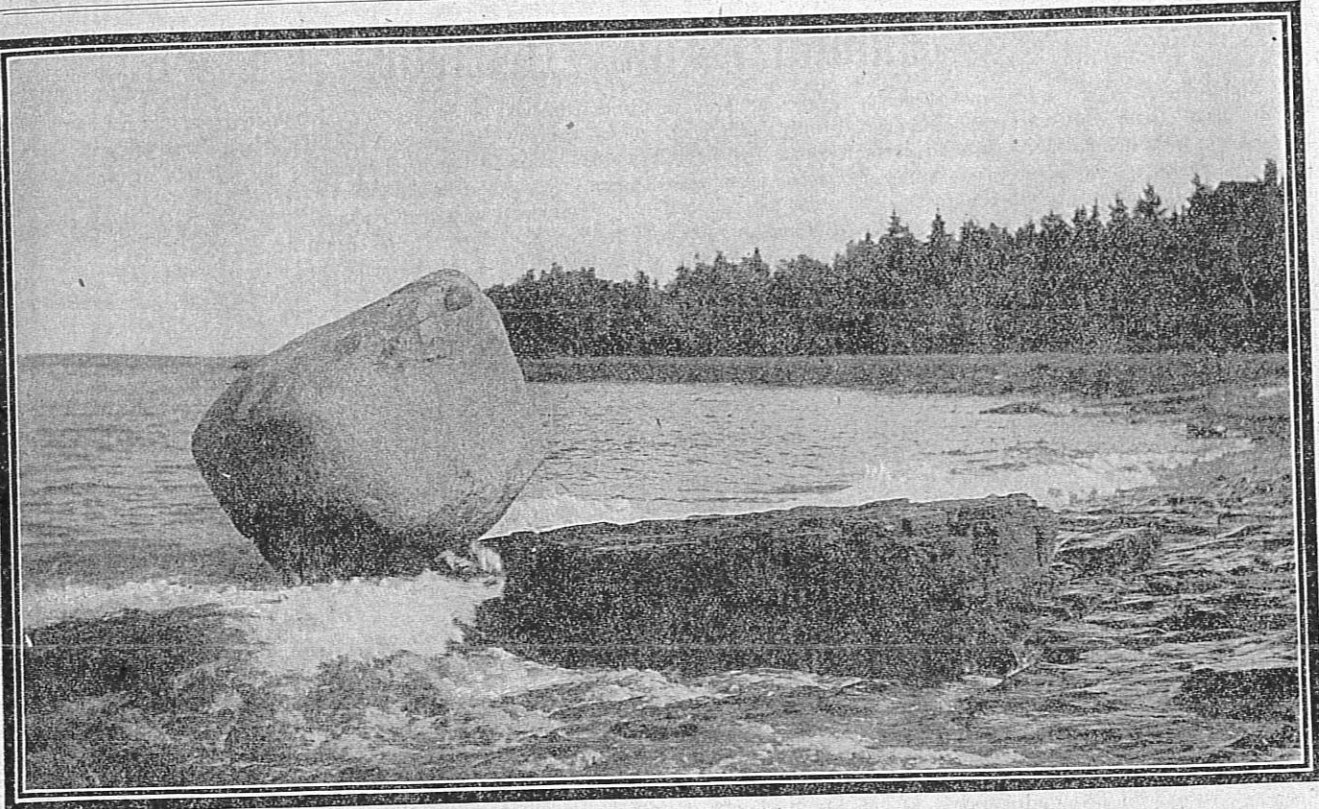
Des Wandersmanns Gesänge
Hör' ich mit Freude zu;
Er ruft mit seinem Klange:
Komm mit und sing auch du!

Wohl zu den besten Dingen
Zähl't's in des Frühlings Pracht,
Daß hell die Vöglein singen
Und Erdb' und Himmel lacht.
Wenn Singen wird und Lachen
Zum allgemeinen Brauch,
Was soll der Mensch dann machen
Dann singt und lacht er auch.

Bewegliche Felsen.

Eins der größten Naturwunder Südamerikas und im besondern der Republik Argentinien ist der bewegliche Stein von Tandil (La piedra movediza). Er liegt etwa eine halbe Stunde von der Stadt Tandil (Provinz Buenos Aires) entfernt auf einem Gipfel des Felsengebirges, das sich von der Pampa nach dem Cabo Corrientes hinzieht. Hier ruht er auf dem höchsten Gipfel des Gebirges und hat, von der Schlucht aus gesehen, die Form eines riesigen Dreiecks, während er von anderen Punkten aus einem unregelmäßigen Kieselkegel gleicht. Seine Länge ist 18, seine Höhe 24 Fuß. Sein Gewicht schätzt man auf 480 Tonnen.

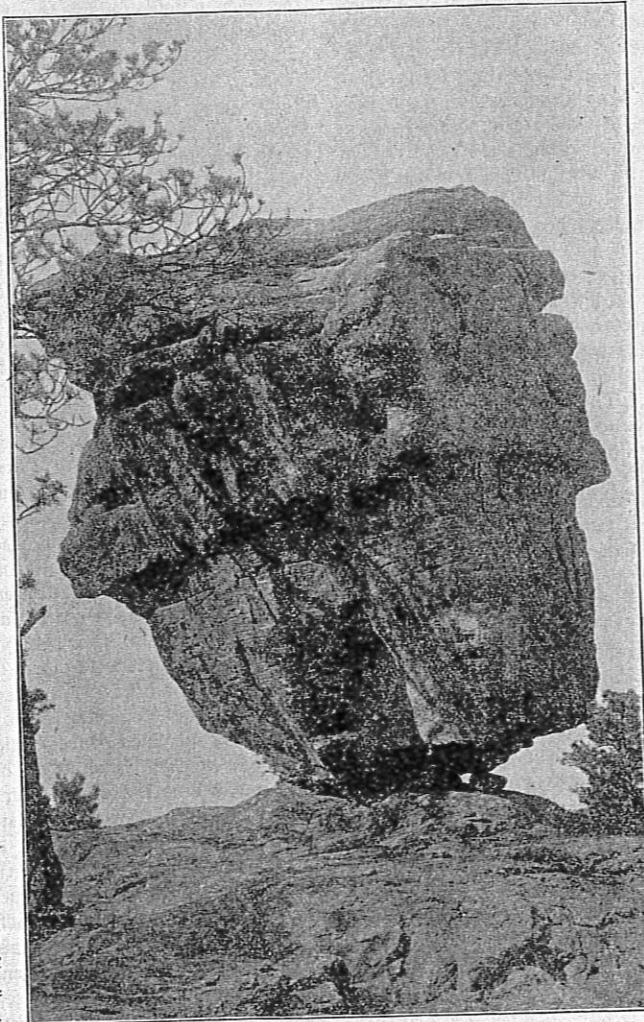
Schon aus der Entfernung bietet er einen höchst eigenartigen Anblick: er liegt so auf der Neigung des Felsens, daß man einen in den Abgrund rollenden Stein zu sehen glaubt, der nur für den Bruchteil einer Sekunde mit einer sehr kleinen Basis den Boden berührt. Ist man aber zu ihm hinaufgestiegen, so steht man staunend und beklommen vor einem neuen Wunder, wenn man ihn schon bei einem leichten Drucke mit der Hand in deutlich sichtbare Schwingungen geraten sieht. Meistens braucht sich aber der Reisende gar nicht persönlich zu bemühen, da schon der hier häufig herrschende starke Wind dafür sorgt, daß sich ihm dieses besonders aus der Entfernung auf-



Der „Balanced Rock“ zu Bar Harbor in Maine.

regende und packende Schauspiel bietet. Dann glaubt man, der Stein müsse jeden Augenblick mit lautem Gepolter in den Abgrund stürzen. Trotz der imponierenden Größe des beweglichen Steines von Tandil hat aber doch der Mensch mehr als einmal seine Kraft an diesem Steinkoloß versucht. Ohne Grund, denn er liegt da oben keinem im Wege. Der Mensch wollte sich nur nach gelangener Tat triumphierend als Herr über die Natur fühlen. Aber der Steinkoloß hat ihn verhöhnt, und der Mensch hat beschämt abziehen müssen.

Der interessanteste derartige Versuch wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von dem argentinischen Diktator Rosas gemacht, der mit unvergleichlicher Grausamkeit fast 25 Jahre lang über das Land herrschte und der es fertig brachte, daß selbst die Mutigsten das Zittern lernten und die Gesandten europäischer Großmächte buchstäblich nach seiner Pfeife tanzten. Aber wenn auch der englische Gesandte parierte, als Rosas ihn aufforderte, seiner mulattischen



Der bewegliche Stein im Göttergarten von Colorado.

Köchin in der Küche beim Maisbreizubereiten zu helfen, an dem beweglichen Steine von Tandil scheiterte doch die Macht seiner unberechenbaren Launen. Obgleich er den ganzen Stein mit Striden umwinden und tausend der kräftigsten Pferde anspannen ließ, die ihn den Abhang hinabziehen sollten, wich er nicht einen Zoll breit von der Stelle, an die ihn eine höhere Hand geschleudert hat. Läge er in Europa, so wäre er gewiß der sagenumrauschte Stein der Welt; in Südamerika ist er nichts weiter als ein interessantes Naturwunder, das der Reisende sich aber nicht entgehen lassen darf.

Auch in unserem Staate Colorado, in dem als Göttergarten bezeichneten herrlichen Naturparke, befindet sich ein solcher balanzierender Fels, noch größer und schwerer sogar als der bewegliche Stein von Tandil; und noch ein zweiter, ebenso berühmter, aber ganz anders platzierter „Balanced Rock“ befindet sich im Osten unseres Landes, an dem herrlichen Hafen von Bar Harbor im Staate Maine.

Industrie und Verkehr.

Aluminium. Das in so ausgedehntem Maße verwendete Aluminium ist kaum 100 Jahre alt. Die grundlegende Entdeckung, die zu seiner Ermittlung führte, war die von Sir Humphrey Davy, der 1808 darlegte, daß Tonerde und einige Felsarten durch eine noch unbekannte Substanz gebildet würden. Diese Substanz nannte er Aluminium, doch gelang es ihm nicht, es zu trennen und rein herzustellen. Erst im Jahre 1856 stellte der Franzose Deville Aluminium in ziemlich reinem Zustande her. Mit dem elektrischen Verfahren konnte dann 1885 die Aluminiumdarstellung in größerem Maße aufgenommen werden. 1886 wurden nur rund 1½ Tonnen hergestellt, 1910 betrug die Aluminiumerzeugung 23,062 Tonnen, und im Jahre 1913 produzierten die Vereinigten Staaten allein 32,750 Tonnen.

Konkret als Brettermaterial. Man kann immer mehr Respekt vor der möglichen Vielseitigkeit von Beton oder Konkret als Baumaterial bekommen, auch wenn es nicht zur massenhaften Erbauung von Kriegs- und anderen Schiffen aus Konkret kommen sollte. Vor noch nicht langer Zeit konzentrierte sich das Hauptinteresse am Konkret auf den Hinweis von Thomas Edison, daß Häuser aus Beton sehr rasch und billig gebaut werden könnten, indem man das flüssige Material in Formen gieße, die nach mancherlei Norm hergestellt werden könnten. Doch ist diese Stufe der Zement-Bauindustrie zum Teil schon überholt. Eine spätere Entwicklung des Beton-Hausbauens besteht darin, daß man den Konkret erst in Planken und Gefüge gießt und diese dann in sehr ähnlicher Weise zusammensetzt, wie man es mit hölzernen Brettern und Gefügen zu tun pflegt. Es heißt, diese Methode sei weniger kostspielig als das Block-System. Billigkeit geht natürlich beinahe über alles. Die steinernen „Bretter“ werden mit Stahlbraht und die Bodengefüge mit stählernen Stäben oder Stangen verstärkt.

Das Vernieten des Rumpfes bildet bei der Erbauung eines stählernen Schiffes den größten einzelnen Posten der Arbeit; und die meisten Schiffsbauer pflegen den Fortschritt des Werkes nach dem Eintreiben der Nietnägel oder Nietbolzen (wie die größere Sorte genannt wird) zu bemessen. Das Vernieten bildet im modernen Schiffsbau eine bemerkenswerte Handarbeit; denn trotzdem auch in diesem Fache allerlei Erfindungen gemacht worden sind, um die Arbeit mehr zu beschleunigen, ist dieselbe bis zum heutigen Tage Handarbeit geblieben, und überdies eine verhältnismäßig langsame. Sie wird an kleine Abteilungen vergeben, deren jede im gewöhnlichen Schiffsbau aus zwei Männern und zwei Jungen besteht. Eine solche Gruppe treibt im Laufe eines Arbeitstages, wenn derselbe 10 Stunden umfaßt, 300 bis höchstens 375 Nietnägel oder Nietbolzen ein und wird von dieser Arbeit gründlich ermüdet. Man kann sich danach vorstellen, welch ein gewaltiges Arbeitsproblem es ist, etwa 650,000 Nieten einzutreiben, wie es zur Herstellung eines Schiffes von 10,000 Tonnen gehört. Das Höchste, was bisher die größten amerikanischen Schiffbaugesellschaften geleistet haben, war die Eintreibung von etwas über 410,000 Nieten in einer Woche; aber die höchste durchschnittliche Leistung nur 270,000.

Tanks gab es, wie die Geschichtskunde feststellt, schon vor 300 Jahren. Sie wurden im Jahre 1588 von Agostino Ramelli, Ingenieur am Hofe Heinrichs III. von Frankreich, erfunden. Es war ein großer Wagen, auf allen Seiten geschlossen, in welchem zwei bis drei Paar Büchsen in Gußlöchern und ein Gewehr in einer Art Schießscharte untergebracht waren. Die Maschine bewegte sich durch ein Schwungrad, das sich im Innern befand, vorwärts. Dieses, durch einen Mann bedient, setzte eine Kurbel in Bewegung, mit der die beiden seitlichen, breiten Räder in Verbindung standen, die in das Erdreich eingriffen, und auf denen sich das sonderbare Vehikel fortbewegte. Hauptmann Agostino Ramelli, von Ponte Tresa am Luganersee, hinterließ ein wertvolles Werk über Militärwissenschaft.

Papier gehört nun auch zu den neuesten Baustoffen. Es wird hauptsächlich für Wabuben, Militär- und Arbeiterbaracken, Feldlazarette u. s. w. benutzt, die nach Bedarf zerlegt und von einer Stelle zur anderen verlegt werden sollen. Hierzu eignet es sich besonders seiner Billigkeit und Leichtigkeit wegen. Die Papierbauten werden in leichtem Holz- oder Eisenschalwerk aufgeführt und auf einer Walfenlage aufgestellt. In die Felder des Schalwerks werden die aus großen Papptafeln bestehenden Doppelwände so eingesetzt, daß zwischen ihnen ein Luftraum bleibt, der einen Schutz gegen Wärme, Kälte und Schall bildet. Um den Papierstoff gegen die

Einwirkungen von Regen und Feuchtigkeit zu sichern, erhält er einen Anstrich aus einer wetterbeständigen Masse. Derartige Papierhäuser lassen sich leicht zerlegen, auf einen Wagen nach beliebigen Stellen hinbringen und dort ebenso rasch wieder aufrichten.

Schuhleder aus Schweinschaut. In dem Bestreben, dem großen Ledermangel ein wenig abzuwehren, werden selbst die entlegensten Winkel der Erde und nicht zuletzt die Ozeangewässer abgesucht. Warum denn nicht, fragt man sich neuerdings, die gewöhnlichen Schweine abhäuten, ehe man sie in Speck verwandelt? Schweinsleder kennt man ja längst; es hat aber bis heute nur eine sehr geringe praktische Verwendung gefunden. Schuhfabrikanten suchen jetzt zu ermitteln, wie sie am vorteilhaftesten Schweinsleder für Schuhwerk benutzen können. Manche glauben, daß es in großen Mengen Kuh- und Kalbsleder ersetzen könnte, würde es nur in größeren Massen auf den Markt gebracht. Eine Statistik unserer Regierung ergibt, daß allein in sieben der wichtigeren Schlachthäuser der Vereinigten Staaten im letzten Jahre über 22,000,000 Schweine zu Markte gebracht wurden. Und doch wurden die Häute oder Schwarten aller dieser Schweine so gut wie ganz ungenutzt gelassen.

Schuhsohlen werden immer teurer. Wie eine Erlösung vernimmt man die Kunde, daß das Linoleum ein ganz guter Ersatz für die teuren Schuhsohlen ist. Eigentlich hätte man schon früher darauf kommen müssen, denn das Linoleum als Fußbodenbelag hält bekanntlich zehn Jahre und länger, obwohl auf ihm täglich von vielen Füßen herumgetreten wird. Kürzlich hat ein Herr, um die Sache auszuprobieren, von seinem Schuhmacher ein Paar Schnürstiefel mit Linoleum (dickste Sorte) aus alten Abfällen beschaffen lassen und die Stiefel sechs Wochen lang tagtäglich getragen, ehe ein neues Besohlen (selbstredend wieder mit Linoleum) nötig wurde. Die Sohlen kosteten nichts, die Arbeit des Schuhmachers 25 Cents. Aber selbst wenn man den Neuanschaffungspreis des Linoleums zugrunde legt, so beträgt dieser für zwei Herrensohlen genau 10 Cents. Wenn man damit die hohen Preise der Ledersohlen vergleicht, so ist dringend anzuraten, daß jetzt jeder den fast kostenlosen Versuch mit dem neuen Besohlmittel machen sollte. Gleich sei bemerkt, daß man sich vor starkem Krümmen der Sohlen (z. B. beim Knien) hüten muß, da sie dann leicht brüchig werden. Tut man das, so wird man seine Freude haben an der ungeahnten Lebensdauer dieser billigen Sohlen.

Die Bedeutung der Faserstoffe schilderte kürzlich Kommerzienrat C. Claviez, Generaldirektor der Textil- und Kunstweberei A. C. Claviez in Adorf, vor einer zahlreichen Hörerschaft im städtischen Kaufhaus zu Leipzig. „Nicht nur das Holz“, führte er aus, „liefert uns jetzt die Rohstoffe für unsere Wünsche, es sind im Laufe der drei Kriegsjahre mit allen möglichen Pflanzen, wie Schilf, Torf, Brennessel, Lupine, Kartoffelkraut, Inseler und sogar auch mit der Hühnerfeder Versuche gemacht worden, um aus ihnen Faserstoffe herzustellen. Alle diese Versuche sind jedoch mehr oder weniger erfolglos gewesen, bis auf die mit der Brennessel und dem Schilf. Besonders viel versprechen sich die Fachkreise von der Verwendung der Brennessel, die jedoch erst größere Bedeutung durch Anlegung großer Brennesselkulturen erlangen kann. Denn die Sammlung von Brennesselpflanzen hat im Jahre 1916 nur 2,000,000 Kilo ergeben, was einer Fasermenge von 160,000 Kilo entspricht. Das ist natürlich viel zu wenig, und die Brennessel wird nie die Baumwolle verdrängen können, wenn die Produktion sich nicht um ein vielfaches vermehrt. Daß dies aber geschehen wird, dafür bürgt die Gründung einer Gesellschaft zur Gewinnung von Brennesseln, die sich besonders mit der Anlegung von Kulturen befassen will und sich auch schon ausgedehnte Flächen gesichert hat. Die Verarbeitung der Schilf- oder Hypo-Faser hat schon von vornherein den großen Vorteil, daß das Kraut in riesigen Mengen vorhanden ist, die eine Verwendung der Faser ständig möglich machen. Bei diesen Versuchen sind in ganz kurzer Zeit gute Erfolge erzielt worden. Die Gewebe ähneln denen der Baumwolle, sind aber auch zu Fute und Filzgeweben verwendbar. Zur Gewinnung der Hypo ist ebenfalls eine Gesellschaft gegründet worden, die mit 600 Arbeitern im letzten Jahre 600,000 Zentner geerntet hat. Auch die Ausnützung des Schilfes ist eine größere als die der Brennessel, da Schilf zu 35 v. H., die Brennessel aber nur zu 6 v. H. ausgenützt werden kann.“